

**Deutscher
Reporterpreis
2016**

**Die 11 nominierten Texte
in der Kategorie
„Beste Lokalreportage“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Gennies, Sydney: Außen vor (0053)	03
2) Klein, Clara: Ganz unten (0083)	10
3) Stegmann, Eva Marie: Das große Hungern (0113)	22
4) Fischer, Annika: Ein bisschen Liebe und um 12 gibt es Kartoffeln (0425)	27
5) Hubschmid, Maris: Der Herr der Dinge (0692)	35
6) Diening, Deike: Um alles in der Welt (0784)	42
7) Hollenstein, Oliver: Rohe Weihnachten (0935)	49
8) Keck, Christine: Ein viel zu kurzes Leben (0972)	56
9) Lang-Lendorff, Antje: In bester Lage (0985)	61
10) Reinhard, Doreen: Zu den Waffen (1149)	70
11) Nehmiz, Julia: Die Roma wollen nicht zurück (1276)	76

Außen vor

Wenn es im Land einen Rechtsruck gibt, dann spürt man ihn zuerst in Pforzheim. Und gerade steht wieder einer bevor. Bernd Grimmer ist sicher, dass er es dieses Mal in den Landtag schafft. Nach mehr als 30 Jahren in der Politik. Erst für die Grünen. Jetzt für die AfD

Von Sidney Gennies, Der Tagesspiegel, 29.02.2016

Er kann es kaum noch erwarten. Bernd Grimmer ist 65 Jahre alt und trägt Anzug, seit er sich mit 17 in der Oberstufe für Politik zu interessieren begann. Zweiter Stock des Neuen Rathauses in Pforzheim, Zimmer der AfD-Gemeinderatsfraktion. Grimmer sitzt dort mit der gespannten Ruhe eines Mannes, der weiß, dass er es fast geschafft hat. „Es müsste schon mit dem Teufel zugehen ...“, sagt er. Diesmal wird es Grimmer in den Landtag schaffen. Am 13. März wählt Baden-Württemberg – und Pforzheim, ganz sicher, wählt AfD.

Warum er keine Zweifel hat? Man müsse sich ja nur umsehen in der Stadt.

Die Fensterfront hinter ihm macht den Blick frei für die nüchternen Funktionsbauten der 50er Jahre, die nach dem Krieg in der völlig zerbombten Innenstadt hochgezogen worden waren, dazwischen liegt die Fußgängerzone. Gesprächsthema Nummer eins, wie überall im Land, die Flüchtlingskrise, Grimmer sagt: Masseneinwanderung. Sie hat einige Spuren hinterlassen in Pforzheim. 1450 Flüchtlinge gibt es, 250 kämen pro Monat hinzu, schätzt man in der Verwaltung, verteilt auf 30 Unterkünfte. Eine liegt am äußersten Stadtrand, ein steinerner Grenzsoldat steht hier vor einem originalen Stück Berliner Mauer. 40 Männer aus Nordafrika hat die Stadt in Räumen des DDR-Museums untergebracht. Davor ein Schild: „Lernort Demokratie“.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wer ein paar Kilometer weiter ins Tal fährt, vorbei an den Männern von der Bürgerwehr, die neuerdings durchs Viertel spazieren, dem muss das mächtige Industriegebäude auffallen, das trist in die Landschaft ragt. Einst Arbeitsplatz für Hunderte in der Elektrobranche, seit ein paar Jahren steht es leer. Im November wurden auch hier 300 Flüchtlinge untergebracht. Iraker, Afghanen, Syrer. Die Straße vor den Mauern heißt: Hoyerswerda-Ufer. Mehr Symbolik geht nicht.

Pforzheim hat von allem etwas mehr als die anderen Städte in Baden-Württemberg. Mehr Arbeitslose zum Beispiel, mehr Migranten, mehr Angst und vor allem: mehr rechte Wähler.

Es ist eine traurige Tradition. 1933 erhielt Hitlers NSDAP landesweit 43,9 Prozent der Stimmen. In Pforzheim kam die Partei auf 57,5 Prozent. 1992, als in Hoyerswerda im Vorjahr bereits vietnamesische Arbeiter durch die Stadt gejagt und Molotow-Cocktails auf ihre Unterkunft geworfen worden waren, schafften es die Republikaner mit fast elf Prozent in den baden-württembergischen Landtag. Auch ihre Hochburg: Pforzheim, 18,5 Prozent.

Wenn es im Land einen Rechtsruck gibt, dann spürt man ihn zuerst hier. Und gerade steht wieder einer bevor. Die Frage, wer von der Entwicklung in Pforzheim profitiert, kann Bernd Grimmer im Neuen Rathaus mit einem Wort beantworten: „Ich.“ Hinter seinem Schreibtisch hängen Schnappschüsse von Frauke Petry, der Bundessprecherin der Alternative für Deutschland, und von Wahlkämpfern mit hellblauen Plakaten. Grimmer ist auch dabei, bei den Gemeinderatswahlen 2014 holte seine Partei 10,8 Prozent. Bei der Wahl zum EU-Parlament erzielte die AfD bundesweit ihr bestes Ergebnis in Pforzheim. Und jetzt könnte es endlich für den Landtag reichen.

Grimmer ist Kreisvorsitzender und einer von drei Landessprechern für Baden-Württemberg. Sein grauer Anzug lässt ihn noch etwas steifer wirken als er ohnehin schon ist. Er spricht ruhig und unaufgeregt. 30 Jahre lang hat er in der Verwaltung der Sozialversicherung gearbeitet. Nun stimmt er sich einmal pro Woche per Telefonkonferenz mit Petry ab. Rechtsaußen hat er sich schon immer verortet. Erst war er in der Aktionsgemeinschaft Unabhängiger Deutscher aktiv, und als die Ende

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der 70er in den Grünen aufging, schrieb Grimmer am Programm mit und saß in der Satzungskommission. „Die Grünen fand ich faszinierend.“

Basisdemokratie, das schätze er ja auch heute an der AfD. Mit den etablierten Parteien habe er nie etwas anfangen können. Sein Leben ist im Grunde dem Protest gewidmet. Die Atomwaffen der Amerikaner in Deutschland, die wollte er nicht haben. In den letzten Kriegsmonaten hatten die Alliierten über Pforzheim Bomben abgeworfen. 22 Minuten dauerte der Angriff. 18000 Menschen starben. Vor einer Woche wurde wieder der Opfer gedacht. Grimmer war bei der Zeremonie am Hauptfriedhof. Doch oben auf dem Wartberg hielten Rechtsextreme eine Mahnwache mit Fackeln. Mit denen habe er zwar nichts zu tun, sagt Grimmer, aber er könne das Anliegen schon verstehen.

Nie wieder Krieg und eine Lösung im Ost-West-Konflikt, das war sein Ziel, und eine Weile glaubte Grimmer, es bei den Grünen erreichen zu können. Einmal kandidierte er für den Landtag, saß zehn Jahre für die Grünen im Gemeinderat. Als die Bundesgrünen sich 1989 gegen ein wiedervereinigtes Deutschland aussprachen, bekam er Zweifel. Und als Joschka Fischer 1995 die pazifistische Ausrichtung der Partei wegen des Konflikts in Bosnien infrage stellte, wusste Grimmer, dass er gehen muss. Nur ein Grüner nötigt ihm heute noch Respekt ab: der Tübinger Oberbürgermeister Boris Palmer. „Der zieht das wirklich durch.“ Palmer hatte gegen Merkels Wirtschaften-das-Politik protestiert und gefordert, dass Schusswaffen auch an der Grenze eingesetzt werden dürften, bevor in der AfD jemand darauf kam. „Ein mutiger Mann!“

Später wurde Grimmer bei den Freien Wählern Vorstand, doch den Sprung in die große Politik schaffte er auch dort nicht. Bis jetzt. Nun sehen Umfragen die AfD landesweit bei zehn Prozent. „Dann werden es in Pforzheim locker 20“, sagt Grimmer. Woran das liegt, darüber sind sich die Politiker fast alle einig. Die Hälfte der Bevölkerung hat Migrationserfahrung, wie sie das nennen, wenn mindestens ein Elternteil nicht aus Deutschland stammt. Nach dem Krieg kamen Flüchtlinge, später zehntausende Russlanddeutsche, Gastarbeiter und Spätaussiedler, die halfen, die Stadt wieder aufzubauen. Pforzheim prosperierte, die Schmuck- und Uhrenindustrie machte einige zu Millionären und war der größte Arbeitgeber der Region, beschäftigte vor allem an- und ungelernete Kräfte. Als der Industriezweig mit der Wende

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

zusammenbrach, fehlte Pforzheim ein Konzept für einen Strukturwandel. Heute hat die Stadt mit 7,4 Prozent die höchste Arbeitslosenquote in Baden-Württemberg, zwei Drittel davon sind Langzeitarbeitslose, 70 Prozent haben keine Ausbildung. Geblieben sind 140 verschiedene Nationalitäten und ein Heer von prekär Beschäftigten. Die meisten Stimmen, sagt Grimmer fast stolz, kämen aus Wohngegenden mit unterdurchschnittlichem Einkommen. Aber nicht von Leuten, „die sich in Hartz IV eingerichtet haben, die wählen die Linke“. Bürgerlich seien seine Wähler. „Sie treibt die Hoffnung auf Veränderung.“

Politisch stehen die Zeichen der Politik im Land aber nicht auf Veränderung, sondern auf Ratlosigkeit. Laut Meinungsforschungsinstitut Insa geben 30,5 Prozent der Befragten an, Grün wählen zu wollen. Ein halbes Prozent mehr als bei der CDU. Die mitregierende SPD liegt aktuell bei 16 Prozent, noch vor der AfD mit 10 Prozent, die FDP könnte es mit 7 Prozent auch in den Landtag schaffen. Das heißt, dass es weder für eine Fortsetzung der grün-roten Koalition, noch für ein schwarz-gelbes Bündnis reicht. Eine Koalition mit der AfD haben alle Parteien ausgeschlossen. „Wir auch“, sagt Grimmer und lächelt. Ihm mache es nichts aus, dass man jetzt fünf Jahre lang Gesetze für den Mülleimer produzieren wird. „Ich bin sehr hartnäckig.“

Grimmer hat sich verändert, das sagen die ehemaligen Freunde, und nach mehr als 30 Jahren in der Lokalpolitik hat er viele davon. Die meisten mögen nichts mehr mit ihm zu tun haben. Er selbst sagt, dass die Arbeit mit anderen Parteien konstruktiv sei. Da können die Stadtverordneten der Fraktionen nur müde lächeln. Gar nichts habe die AfD beigetragen, sagt eine Grüne, die Grimmer schon lange kennt und früher auch schätzte. „Er ist kein Dummer, das macht ihn gefährlich.“

Die AfD im Westen trägt schickere Anzüge, sonst unterscheidet sie nicht viel von den Petrys, Gaulands und Höckes im Osten. Zu einem ähnlichen Ergebnis kam jüngst auch eine Studie des Göttinger Instituts für Demokratieforschung im Auftrag der Otto-Brenner-Stiftung. Der Ton sei jedoch ein anderer. Während die AfD im Südwesten moderater und weitgehend im rechtskonservativen Rahmen argumentiere, sei ihre Ansprache in Sachsen-Anhalt klar völkisch-nationalistisch. Auch dort wird gewählt, laut Umfragen liegt die AfD bei 17 Prozent.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In Pforzheim kann die Partei für sich beanspruchen, das auszusprechen, was viele lieber nur denken. Und wenn Pforzheim Deutschlands Hochburg ist, dann ist der Stadtteil Haidach hoch oben auf einem Hügel die Spitze. Die AfD hatte hier mit 16,2 Prozent stadtweit ihr bestes Ergebnis und das, obwohl das Viertel einen Migrantanteil von 70 Prozent hat und als Beispiel mustergültiger Integration gilt. Die meisten Einwohner sind Spätaussiedler, ein kleinerer Teil stammt aus anderen osteuropäischen Staaten.

In einer Sackgasse steht seit 25 Jahren das Bürgerhaus. Es ist der ganze Stolz von Geschäftsführerin Barbara Baron-Cipold, die in ihrer knallpinken Jacke durch das Gebäude führt. Sie ist selbst Russland-Deutsche und hat wie keine andere die Entwicklung des Viertels beobachtet. Früher war es eine regelrechte No-Go-Area, mit Prügeleien, Jugendlichen, die schon mittags mit einer Flasche Wodka auf der Straße standen, Sammelbecken für die Abgehängten. Heute lärmen in der Kantine Kinder, ein paar Mini-Ballerinas in Tütüs laufen zum Tanzunterricht, im Keller gibt es Computerkurse für die Älteren, die bringen wiederum den Jungen das Stricken bei. Baron-Cipold präsentiert einen Artikel aus der Lokalzeitung, sie mit Bundespräsident Gauck in Berlin, der sich über das Projekt informierte. „Das Bürgerhaus ist eine Erfolgsgeschichte“, sagt sie. Und doch beginnt die Stimmung zu kippen.

Haidach hat immer konservativ gewählt, sagt Baron-Cipold, dankbar dafür, „dass Helmut Kohl sie heimgeholt hat“. Baron-Cipold, die selbst mit Akzent, aber sonst fehlerfrei Deutsch spricht, merkt, dass das Fremdenthema eine immer größere Rolle spielt. Mit dem Fall der 13-jährigen Russland-Deutschen Lisa, die in Berlin verschwand und behauptete von „Südländern“ vergewaltigt worden zu sein, geriet auch hier die russische Community in Aufruhr.

In Haidach patrouilliert seitdem eine Bürgerwehr. Man muss es wissen, um sie auszumachen. Ein paar Männer um die 40, Armbinde und Uniform hat die Stadtverwaltung ihnen verboten. Nun stehen sie vor dem Edeka. „Die AfD ist hier sehr aktiv. Die werben zweisprachig um Stimmen“, hat Baron-Cipold beobachtet, während sich von den anderen Parteien niemand blicken lasse. Recht und Ordnung, das kommt an bei den Russland-Deutschen. Einige dutzend Aktivisten sprengten im Februar eine Bürgerversammlung zum Thema „Sicherheit in Pforzheim“, beschimpften Politiker,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

brüllten andere Redner nieder. Auch ein AfD-Gemeinderatsmitglied war dabei. Für die harten Angriffe hat die Partei andere Sympathisanten, von denen sich die Funktionäre dann gerne distanzieren.

Keiner beherrscht diese Kunst so gut, wie AfD-Landeschef Jörg Meuthen. Wenn Grimmer und die Krawallmacher von Haidach das Rückgrat der Partei sind, ist er ihr freundliches Gesicht. Jeden Tag spricht der 54-jährige Volkswirtschaftsprofessor derzeit auf Veranstaltungen. Als er im Februar in einem Rededuell gegen den SPD-Spitzenkandidaten Nils Schmid antrat und der ihn als Rassisten bezeichnete, fragte Meuthen zurück, ob der SPD-Mann auch nur einen rassistischen Satz von ihm zitieren könne. Vor 750 Zuschauern schnappte Schmid nach Luft. Ihm fiel keiner ein.

Die Brandanschläge auf Flüchtlingsheime verurteilt Meuthen öffentlich. „Das ist pfui!“ Überhaupt gefalle ihm die ganze Radikalisierung der Gesellschaft nicht. „Ich muss die Wut der Wähler eher dämpfen, als dass ich sie schüre.“

Vor einer Woche steht ein Mann nach Meuthens Vortrag im Publikum auf, er mag etwas über 80 Jahre alt sein. Er brüllt seinen Frust in den Saal: „Ich bin nach dem Krieg auch nicht abgehauen!“ Beide Hände ballt er in der Luft. „Ich bin geblieben und habe mein Land aufgebaut. Meine Mutter war Trümmerfrau. Den ganzen feigen Syrern sage ich, haut ab und werdet Trümmerr Männer!“ Meuthens Antwort, sollte er eine gegeben haben, geht im tosenden Beifall unter.

Kaum einer kennt die rund 120 000 Pforzheimer so gut wie Gert Hager. Vom obersten Stock des Rathauses sieht er auf die bunten Tafeln mit Friedensbotschaften, die Schüler zum Jahrestag der Bombardierung für die Fußgängerzone angefertigt haben. Hager ist Oberbürgermeister. Seit mehr als zehn Jahren gehört der SPD-Mann zum politischen Establishment. Er merkt, dass die Bewohner immer wütender werden, an unzähligen Briefen und E-Mails, die oft nur ein Thema haben. Flüchtlinge.

Dabei ist Pforzheim vielleicht die einzige Großstadt in Süddeutschland, die noch keine Turnhalle zweckentfremden, keine Zeltstadt errichten musste. „Manchmal habe ich das Gefühl, mit Fakten erreichen Sie viele Leute gar nicht mehr“, sagt Hager. Das stimme ihn nachdenklich. „Ob wir es schaffen, wissen wir nicht. Aber wir werden alles dafür tun, dass wir es schaffen können.“ Zu allem Überdross stecke Pforzheim in

einer Haushaltskrise, 50 Millionen Euro Defizit pro Jahr, auch weil die Sozialkosten sprunghaft angestiegen seien.

Also, Herr Hager: Warum kann nur eine Partei von dieser Entwicklung profitieren? Der OB schüttelt den Kopf. Nein, sagt er. So kurz vor der Landtagswahl darf er sich dazu nicht äußern.

Ganz unten

*Eines Tages stellt unsere Autorin fest, dass in ihrem Keller jemand wohnt. Wer?
Und wieso?*

Von Clara Klein, Das Magazin, 16.01.2016

In meinem Keller wohnen Menschen. Lange Zeit wusste ich nicht, warum. Nicht, wie viele es sind. Aber dass mein Keller ihr Zuhause ist, das wusste ich. Manchmal begegnete ich ihnen im Hausflur. Sie hatten einen dunklen Teint und redeten Spanisch. Gesprochen habe ich nie mit ihnen. Von Zeit zu Zeit läutete es bei mir im dritten Stock, und wenn ich am Treppengeländer vorbei nach unten guckte, weil ich mich wunderte, dass niemand hochkam, dann sah ich Schatten durch die Kellertür verschwinden.

Anfangs, als ich eingezogen bin, hat mich das sehr beschäftigt. Wie viele sind es? Haben sie Licht? Gibt es ein Bad? Aber wie das so ist, man gewöhnt sich dran. Mit den Jahren vergass ich die Tür mit der abgewetzten goldenen Klinke zwischen der Waschküche und den Kellerabteilen. Wie eine aus der Mode gekommene Bluse, die im Kleiderschrank nach hinten rutscht. Man sieht sie nicht mehr, obwohl sie noch da ist.

Eines Tages beschloss ich zu klopfen

Letzten Oktober dann ging in meiner Wohnung die Waschmaschine kaputt. Nun stieg ich öfter mit einem Sack schmutziger Kleider in den Keller hinunter, wo eine Maschine und ein Trockner allen Mietern im Haus zur Verfügung stehen. Jedes Mal kam ich an den ordentlich entlang der Wand aufgereihten Schuhen vorbei. Und wenn die Tür, um die es hier geht, einen Spalt offen stand, hörte ich Stimmen oder Fernsehgeräusche.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In den fünf Jahren, die ich in diesem Haus wohne, habe ich alle Mieter kennengelernt. Im Erdgeschoss ging ich öfter babysitten. Im ersten Stock wurde ich zur Einweihungsparty eingeladen. Mit denen im zweiten teilte ich den Internetanschluss. Jene über mir, im vierten Stock, hatten ihre Wohnung untervermietet und mich netterweise mitentscheiden lassen, an wen. Die Frau aus dem fünften traf ich abends bei gemeinsamen Freunden. Nur die im Keller, die kannte ich nicht.

Eines Tages, an einem Vormittag im Herbst, beschloss ich, das zu ändern und an die Tür zu klopfen.

«Hallo, ich bin Diego», sagte der Mann, der die Tür öffnete. Aus leicht geröteten Augen schaute er mich neugierig an. Dunkle Augen, dunkles Haar, sorgfältig ausrasierte Schläfen. Sein Oberkörper war nackt, der oberste Knopf seiner Jeans stand offen. Er murmelte etwas auf Spanisch, griff dann nach einer Aluminiumdose und sprühte um sich. Rosenduft stieg mir in die Nase. Offenbar hatte ich ihn beim Kiffen gestört.

Aber mein Besuch schien ihm nicht unangenehm. Nachdem ich mich als Nachbarin vorgestellt hatte, begann er zu erzählen. Er sei 34 Jahre alt, seine Heimat die Dominikanische Republik. Seit einem Monat wohne er hier unten. Während er redete, strich er sich mit der Hand über den nackten Bauch und lehnte sich gegen den Türrahmen wie gegen eine Palme. An der Decke hatten Spinnen ihre Netze geknüpft. In den Kellerabteilen lagen alte Stühle, Gartenliegen, Velos von denen, die wie ich oben im Haus wohnten. Vor dem Kellerfenster sah man die Schienbeine der vorbeieilenden Passanten.

Ich überreichte Diego mein Mitbringsel, ein frisch gebackenes Brot, in der Hoffnung, einen Blick in seine Wohnung werfen zu dürfen. Und tatsächlich, er winkte mich herein. Im Halbdunkel sah ich eine Kochzeile, ein durchgelegenes Bett, einen Fernseher und einen Tisch mit zwei Stühlen. Ein Durchgang führte in einen zweiten Raum, in dem ein weiteres Bett stand. Für mehr war kaum Platz, weil eine Badzelle mit Waschbecken, WC und Dusche eingebaut worden war, grüner Schimmel an den Wänden. Im vorderen Bett schlief Diego, im hinteren die Freundin seines Bruders, der in Holland lebt. Ich verstand, dass Diego mir keinen Stuhl anbot, denn gemütlich war

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

es hier nicht. Als ich mich verabschiedete, fragte er: «Muss ich warten, bis du das nächste Mal wäschst, um dich wiederzusehen?»

Oben im warmen Licht meiner Wohnung mit den holzvertäfelten Wänden, den zwei Balkonen und dem Parkettboden fühlte sich plötzlich alles anders an. Wie eine Bewusstseinsenerweiterung nach unten. Als wäre ich zum Meeresgrund hinabgetaucht und bekäme endlich wieder Luft.

Als ich abends das Haus verliess, um eine Freundin zu treffen, begegnete ich an der Haustür einer hübschen Latina. Sie lächelte mich an und sagte: «Bist du Clara?» Als ich nickte, gab sie mir die Hand und bedankte sich für das Brot. Sie war Diego's Mitbewohnerin, stellte sich heraus. Bevor ich nach ihrem Namen fragen konnte, war sie in ein wartendes Taxi gestiegen. Später erzählte mir Diego, dass Daniela in einer Bar an der Langstrasse arbeitet. Was genau, blieb unklar.

Die Sache ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Was dachte mein Hausverwalter sich nur dabei? Wenn auf meinem Balkon Tauben nisten, schickt er den Wildhüter. Kürzlich hat er meine komplette Wohnung streichen lassen. Ein Geschirrspüler wurde eingebaut. Kaputte Glühbirnen im Treppenhaus werden umgehend ausgewechselt. Er kümmert sich zuverlässig um seine Mieter. Nur im Keller scheinen andere Gesetze zu gelten. Vielleicht überhaupt keine Gesetze?

Wohnraum muss in der Stadt Zürich vom Hochbauamt genehmigt werden. Dort erhielt ich auf meine Frage, ob Wohnungen im Keller legal seien, keine klärende Antwort, weil jede Bewilligung in einem privaten Vertrag zwischen Stadt und Hausbesitzer geregelt wird, der für Dritte wie mich nicht einsehbar ist. Ein befreundeter Architekt riet mir, das Planungs- und Baugesetz zu lesen, was ich am nächsten Tag tat. Fündig wurde ich auf Seite 66: «Wohn- und Schlafräume sind mit Fenstern zu versehen, die über dem Erdreich liegen, ins Freie führen und in ausreichendem Masse geöffnet werden können; die Fensterfläche hat wenigstens einen Zehntel der Bodenfläche zu betragen.» Das Fenster von Diego führte in einen Schacht. Wenn er auf dem Bett lag, sah er gerade noch die Spatzen, die am oberen Fensterrand übers Gras hüpfen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sollte ich Anzeige erstatten? Aber dann würde der Hausbesitzer davon erfahren. Und ich riskierte, dass er mich aus meiner hübschen, bezahlbaren Vierzimmerwohnung würde raushaben wollen.

Vielleicht muss ich an dieser Stelle kurz erklären, an was für einer Strasse ich wohne. Da prallen seit ein paar Jahren die Gegensätze aufeinander, wie man so schön sagt. Es gibt diese Cocktailbar, wo die Drinks angezündet oder aufgeschäumt werden und so viel kosten wie anderswo ein ganzes Gericht. Es gibt die Pizzeria, in der nie ein Gast einkehrt. Vor ein paar Jahren hat meine Mitbewohnerin durchs Küchenfenster beobachtet, wie aus einem fahrenden Auto ins Lokal geschossen wurde. Es gibt den Sodomaso-Klub, dessen Folterkammern ich mir im Internet angeschaut habe. Manchmal, wenn ich im Sommer auf dem Balkon frühstücke, erschrecken mich dumpfe Schreie von hinter dem roten Samtvorhang. Und es gibt das kleine Café, wo neben den jungen Müttern mit den teuren Kinderwagen die Bauarbeiter ihren Kaffee trinken, die rechts und links die Dächer ausbauen und die Fassaden frisch verputzen. Seltsame Strasse, müssen Touristen denken. «Deine Wohnung solltest du unbedingt behalten», finden Freunde. «Das wird jetzt langsam zur Yuppie-Gegend», sagt mein Hausverwalter.

Ein paar Tage später. Ich helfe meiner Nachbarin im Erdgeschoss, ihre zwei kleinen Söhne in Schach zu halten, während sie einen Geburtstagskuchen backt. Sandra wohnt von allen Mietern am längsten im Haus und ist so etwas wie die inoffizielle Hausmeisterin. Wenn Handwerker ins Haus wollen, holen sie den Schlüssel bei Sandra. Auch der Besuch für den Keller läutet meistens bei ihr. Seit sie vor 16 Jahren eingezogen ist, erzählt Sandra, habe immer jemand im Keller gewohnt. Am Anfang fünf ausländische Männer, wenn sie sich richtig erinnert, dann ein Schweizer Alkoholiker, danach eine drogenabhängige Frau, zuletzt eine Latina um die 50, die oft nach Italien fuhr. Sandra fettet die Kuchenform, während ihr Sohn sich geschmolzene Schoggi im Gesicht verreibt und ich das Baby durch die Wohnung trage. «Ich hab keinen Überblick da unten», sagt Sandra, als ich ihr von Diego erzähle. Was sie aber bemerkt hat: Aus dem Keller zieht der Rauch von Joints durch die undichten Badezimmerritzen in ihre Wohnung hoch. Deshalb lässt sie ihre Kinder lieber in den vorderen Zimmern spielen.

1100 Franken Miete für ein Kellerloch

Wir sehen uns nun öfter, Diego und ich. Wenn ich Wäsche wasche, klopfe ich bei ihm, und wir reden ein bisschen. Meistens steht er im Türrahmen und ich vor der Waschmaschine. Weil seine Mutter von der Insel Curaçao stammt, einer ehemaligen Kolonie, besitzt er einen niederländischen Pass. Zuletzt hat er längere Zeit in Holland gelebt, davor in New York und an irgendwelchen anderen Orten. Im Hafen von Rotterdam hat er Schiffe repariert. Aber die Kälte ist wohl nicht sein Ding gewesen. «Für diesen Job muss man ein Eisbär sein», sagt er, «der Wind, das Wasser.»

Er spricht Spanisch, Englisch, Holländisch und die Kreolsprache Papiamentu. In Zürich würde er gern als Coiffeur arbeiten, er hat schon Kontakte. Das Problem ist: Bisher hat er weder einen Arbeitsvertrag noch eine Meldeadresse. Ohne Job keine Wohnung, ohne Wohnung keinen Job. Für den Keller bezahlen Daniela und er 1100 Franken Miete. Er kennt auch viele Landsleute, die mit Cannabis dealen. Die meisten von ihnen stehen abends im El Presidente an der Langstrasse herum, wohin er nur ungern geht, weil immer die gleiche Musik läuft.

Ich erfahre, dass Diego Vater von vier Töchtern ist, die bei ihren vier Müttern aufwachsen, eine in der Dominikanischen Republik, die anderen in Holland. Diego hat oft rote Augen. Das Rosen-Raumspray ist zum Ritual geworden, er verbringt viel Zeit da unten. Einmal trägt Diego mein Velo die Kellertreppe hinunter. Ein andermal gehen wir abends Pool spielen, und Diego gewinnt alle Runden. Danach erzählt er, dass er früher um Geld gespielt hat. Manchmal kommt er nachmittags hoch in meine Wohnung, und wir trinken zusammen eine Tasse Tee. An meinem Küchentisch erklärt er mir auch die Sache mit der schwarzen Magie.

«Weisst du, Prinzessin, ich finde es gut, dass wir befreundet sind», sagt er. «Aber du solltest dir besser überlegen, wen du in deine Wohnung lässt.» Er zögert mit den Details: Fast jeder Dominikaner, auch in Zürich, nutze schwarze Magie. Angenommen, einer wolle, dass ich mich in ihn verliebe. Er würde meine Unterwäsche oder ein Haar klauen, sie einem Voodoo-Priester in Haiti schicken, und der würde einen Zauber über mich verhängen. «Es würde dir Pech bringen, Prinzessin», sagt Diego ernst. Er habe früher selbst schwarze Magie angewendet, bis er ein hübsches Mädchen traf, das ihm die Kirche zeigte. «Sie war wirklich sehr

hübsch», sagt er, «sonst wäre ich nicht mitgegangen.» Seither besucht Diego regelmässig christliche Gottesdienste. Er trinkt kaum noch Alkohol, und mit Frauen ist er vorsichtig geworden, das bringe nur Probleme. Ich sage, dass ich nicht weiss, ob ich an Gott glaube, an die schwarze Magie jedenfalls glaube ich sicher nicht. «Das liegt daran, dass du Europäerin bist!», ruft er und springt vom Küchenstuhl auf, um seinen Standpunkt zu unterstreichen. «Bei uns in der Dominikanischen Republik gibt es niemanden, der einem hilft, wenn man arm oder krank ist. Wir haben nur die schwarze Magie oder Gott. Bei euch in Europa ist die Regierung Gott.»

Irgendwann Anfang November, meine Waschmaschine ist noch immer kaputt, stopfe ich Leintücher in die Trommel im Keller. Diego taucht auf und streckt mir gut gelaunt ein A4-Blatt unter die Nase. Sein Arbeitsvertrag. Der Coiffeurladen nahe der Langstrasse gehört einem Bekannten, der bereit ist, ihn anzustellen. Und Diego hat auch eine Wohnung in Aussicht. Ein anderer Bekannter, Dominikaner wie er, zieht aus, weil seine Frau schwanger ist, und hat Diego seine Wohnung versprochen. Ich werfe einen Blick auf die Unterlagen. «Neufrankengasse 6», steht da. Eine Adresse, die ich kenne, und zwar aus den Medien.

Wer in den vergangenen Wochen die lokalen Zeitungen gelesen hat, dürfte kaum an den Berichten vorbeigekommen sein. Es ging um Wohnungen, die zu horrenden Preisen an Migranten vermietet worden sein sollen. Es kam zu Verhaftungen. Hausabwart «Eisenstangen-Ali», der Mietern mit Schlägen gedroht haben soll, wurde entlassen. Mehr als 1000 Franken Miete für 10 bis 20 Quadratmeter. Kein Strom, kaputte Wasserleitungen, Uringestank, Schimmel. Immerhin: Die Mieter der Neufrankengasse 6 sind im Besitz einer offiziellen Meldeadresse, wie Diego sie auch gern hätte.

Artikel 157 Strafgesetzbuch: Wucher

Schwer zu glauben: Mein Keller steht noch eine Stufe tiefer im Ranking der städtischen Schlafgelegenheiten.

Ich rufe beim Mieterverband an. «Mietzins-Wucher» heisst das Stichwort der Stunde. Die Wohnungen im Kreis 4, um die es in den Medien ging, kosten so viel wie mein Keller, haben eine ähnliche Grösse und liegen über der Erde. Der Vorwurf des

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mietwuchers müsste also auch auf Diegos Zuhause zutreffen. Von dem freundlichen, kompetenten Verbandsmitarbeiter erfahre ich: Wucher ist ein Straftatbestand. Nachzulesen im Strafgesetzbuch, Artikel 157: «Wer die Zwangslage, die Abhängigkeit, die Unerfahrenheit oder die Schwäche im Urteilsvermögen einer Person dadurch ausbeutet, dass er sich oder einem anderen für eine Leistung Vermögensvorteile gewähren oder versprechen lässt, (...) wird mit einer Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder einer Geldstrafe bestraft.» Aber, lerne ich weiter: Der Betroffene muss selbst klagen. Sonst passiert nichts. Einmal abgesehen davon, dass Diego kein Wort Deutsch spricht: Er hat gerade andere Probleme, das kann man sagen.

«Geht es dir gut?», fragt er beim nächsten Treffen im Keller. Hinter uns liegt das Wochenende der Terroranschläge von Paris, und ich hatte angekündigt, dass ich eine Freundin in der französischen Hauptstadt besuchen würde. Während im Konzertsaal Bataclan und in mehreren Cafés 130 Menschen ermordet wurden, sass ich ein paar Hundert Meter weiter in einem ebenerdigen Restaurant mit grossen Fenstern. Auch Diego, der jetzt auf der Bettkante sitzt und durch die Tür hindurch mit mir spricht, hat eine besondere Erfahrung gemacht.

Am Montag war er in Zürich mit einem Freund verabredet, erzählt er. Der sollte sein Gewehr im Zeughaus inspizieren lassen. Die beiden sprechen Spanisch miteinander, der Freund hat dominikanische Wurzeln und einen Schweizer Pass. Am Stauffacher stiegen sie um, als plötzlich mehrere Trams von Polizeiautos gestoppt wurden. Einsatzkräfte mit Helmen und Schusswaffen sprangen heraus. «Das ist wegen uns», raunte Diego. «Du bist gross, schwarz, sprichst Spanisch, und dir hängt ein Sturmgewehr um den Hals.» Der Freund lachte noch, als bereits zwei verummte Sondereinsatzkräfte mit Waffe im Anschlag vor ihnen standen.

Die Stadtpolizei bestätigt auf Anfrage: Am Montag, den 16. November, sind gegen 11 Uhr die ersten Hinweise eingegangen. Mehrere Personen hatten den Mann mit dem Sturmgewehr gesehen. Vor Ort stellten die Polizisten dann aber fest, dass die verdächtige Person die Waffe vorschriftsgemäss transportiert habe. Laut Polizeisprecher Pascal Brauchli haben die Einsatzkräfte den Mann darauf

hingewiesen, «dass es aufgrund der tragischen Ereignisse im Nachbarland Frankreich ratsam sei, das Gewehr etwas weniger offensichtlich zu transportieren».

Diego, der auf seinem Bett sitzt und durch die Tür mit mir spricht, wirft den Kopf zurück und schlägt sich mit der flachen Hand auf den Oberschenkel, so lustig findet er den Vorfall. Aber es könnte nicht deutlicher sein: Ich gehöre zu denen, die an einem Freitagabend mit Freunden in Paris Austern und Foie gras essen. Und er gehört zu denen, denen man zutraut, mit einer Waffe in die Menge zu schießen.

In den Wochen seit seiner Einreise in der Schweiz hat er sich daran gewöhnt, dass ihm abends, wenn er zu Fuss von McDonald's oder vom Fitnessstudio nach Hause geht, Polizisten folgen. Manchmal begleiten sie ihn bis vor die Haustür. Er tue einfach so, als seien sie Gratis-Bodyguards, erklärt er mir. Wobei nicht ganz klar wird, ob er das nur aus Höflichkeit sagt. «Die Schweizer Polizei ist wirklich sehr gut», sagt er. «Sie ist immer sofort da.» Diego hat nichts zu verbergen. Aufgrund seines niederländischen Passes ist er EU-Bürger und hat drei Monate Zeit, in der Schweiz einen Job zu finden. Bisher hat er keinen Wohnsitz angemeldet, aber ins Haus dürfen die Polizisten ihm nicht ohne konkreten Verdacht folgen.

Termin mit dem Hausverwalter

Für Sonntag haben wir einen Plan: Diego will mich zum Gottesdienst mitnehmen. Dass ich nicht religiös bin, hat seinen missionarischen Eifer entfacht. Er erzählt nun öfter von seinen Erleuchtungsmomenten mit Jesus. Ausnahmsweise würde er in eine englischsprachige Kirche gehen statt in eine spanische, damit ich den Prediger verstehe. Aber dann, kurz vor dem Wochenende, wird sein Portemonnaie geklaut. Zur Kirche muss man mit dem Bus fahren, was Geld kostet. Ausserdem möchte er danach essen gehen. «Ich bin nicht die Sorte Mann, die sich von einer Frau einladen lässt», erklärt er so entschieden, dass ich mich nicht traue zu widersprechen. Also wird nichts aus dem Kirchenbesuch. In den nächsten Tagen verlässt Diego den Keller nur, um zum Fundbüro zu gehen. Es steht wohl nicht gut um seine Finanzen. Zeit, dass er eine Arbeit findet und in eine richtige Wohnung zieht.

Der Mann, der das Haus, um das es hier geht, verwaltet, gehört zu den Menschen, die verstanden haben, dass es besser ist, unterschätzt als überschätzt zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

werden. Er trägt unauffällige Jeans, ein schwarzes T-Shirt und darüber ein schwarzes Jackett. Seine Haare sind im Nacken etwas länger, als es in den 1980er-Jahren modern war. Unter seinem Arm klemmt eine schwarze Aktenmappe, und er ist meistens gut gelaunt. Ich finde ihn humorvoll und sympathisch. Selbst eine geringe Mietzinserhöhung kündigt er so einfühlsam an, dass bei mir der Eindruck entstanden ist, er wisse auch kleine Geldbeträge wertzuschätzen – möglicherweise, weil er selbst nicht so viel hat. Dass mein Bild vielleicht noch nicht vollständig ist, wird mir klar, als ich ihn aus seinem Auto steigen sehe. Das Auto ist schwarz, gross und amerikanisch. Tony Soprano, der Mafiaboss aus der legendären TV-Serie, fährt das gleiche Modell, nur in Weiss. Der Verwalter und ich sind verabredet, weil ich mit ihm ein journalistisches Interview über die Mieter in seinem Haus führen möchte.

«Wir haben die dann systematisch rausgetan»

Auf meine Einladung hin setzt er sich auf den Stuhl in meiner Küche, auf dem kürzlich noch Diego sass. «Es war Chaos in diesem Haus, als ich vor 20 Jahren angefangen habe», erzählt der Verwalter. «Handgeschriebene Verträge, Mieter, die gar keine Verträge mehr gefunden haben, wild, sehr wild.» Damals hätten ausschliesslich jugoslawische und albanische Grossfamilien hier gewohnt. «Ich sags mal so: Wir haben die dann systematisch rausgetan und vor allem Studenten-WGs einquartiert.» Der Hausbesitzer habe alte, marode Immobilien aufgekauft und renoviert. Praktischerweise sei dieser Bauunternehmer und kümmere sich selbst um die Umbauten. Heute gehören ihm etwa 500 Wohnungen in Zürich. Der Verwalter kennt den Besitzer offenbar gut, er selbst besitzt ebenfalls Immobilien: 40 möblierte Wohnungen, die er an Expats vermietet. Das Betreuen von Mehrfamilienhäusern wie dem, in dem ich wohne, sei ein Nebenjob.

Ein Glas Wasser oder einen Kaffee lehnt der Verwalter ab, in einer Dreiviertelstunde muss er weiter. «Personen, die eine marktübliche Miete bezahlen können, finden problemlos eine Wohnung in Zürich», sagt er. «Aber es gibt heute ein relativ grosses Segment von Mietbewerbern, die niemand will. Randgruppen, die keiner im Gefüge möchte.» Den Ansatz, ein ganzes Haus an sozial schwache Personen zu vermieten, sieht er pragmatisch: «Wenn alle den gleichen Modus haben, kann es wieder funktionieren. Sie müssen sich das so vorstellen, als Vermieter: Sie verlangen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

eine etwas höhere Miete und fragen dafür nicht nach.» Auch das Haus, in dem ich wohne, sei mal en bloc an einen dubiosen Geschäftsmann vermietet worden. Nach kurzer Zeit habe die Polizei im Treppenhaus einen Checkpoint errichten und jede Menge Leute verhaften müssen. «Sie haben natürlich jede Menge Ärger», sagt er. «Und Sie müssen damit rechnen, dass Sie früher oder später in der Presse stehen.» Tatsächlich wohnen in meinem Haus heute vor allem junge Akademiker wie ich. Dass dahinter die Strategie steckt, eine homogene, pflegeleichte Mietergemeinschaft zu etablieren, habe ich mir nie überlegt.

Seit die jugoslawischen und albanischen Grossfamilien ausgezogen sind, gehöre das Haus, in dem ich wohne, zu seinen angenehmeren Pflichten: Es sei die einzige Liegenschaft, für die er nie ein Inserat aufgeben muss. Immer finden sich neue Mieter für frei werdende Wohnungen über Mundpropaganda.

«Auch für den Keller?», frage ich. «Auch für den Keller», antwortet er. Nun soll ich das Aufnahmegerät, das zwischen uns auf dem Tisch liegt, bitte ausschalten. Er macht eine kurze Pause. Nun spricht der Mann, der ein Tony-Soprano-Auto fährt: «Der Keller ist natürlich schwierig zu vermieten, aber es gibt Leute, die Interesse haben.» Ein ehemaliger Werbeagenturbesitzer aus dem Seefeld sei mal ziemlich abgebrannt zu ihm gekommen. Der sei in die Drogen geraten. Habe Privatinsolvenz angemeldet, später die Scheidung, er musste die Eigentumswohnung verkaufen. «Verlustscheine von mehreren Hunderttausend Franken. Da kommen Sie nie wieder raus.» Er beschreibt wohl den Mann, den meine Nachbarin Sandra aus dem Erdgeschoss als «den Schweizer Alkoholiker» in Erinnerung hat. Nach wenigen Monaten sei der Werber mit seiner Junkie-Freundin nach Spanien verschwunden. Als keine Miete mehr auf dem Konto einging, liess der Verwalter die Wohnung räumen.

Eigentlich könne ich das Aufnahmegerät auch laufen lassen, sagt er plötzlich. «Über die Jahre wurde die Wohnung im Keller ersessen.» Das Prinzip der Ersitzung ist in Artikel 662 des Zivilgesetzbuches geregelt, lese ich später: «Besitzt jemand ein Grundstück, das nicht im Grundbuch aufgenommen ist, ununterbrochen und unangefochten während 30 Jahren als sein Eigentum, so kann er verlangen, dass er als Eigentümer eingetragen werde.» Das Prinzip der Ersitzung gilt für Eigentum, nicht aber für die Zulässigkeit einer Nutzungsform. Was den Keller betrifft, lautet die

entscheidende Frage: Bewilligt das Hochbauamt eine Wohnung ohne Fenster ins Freie? Und: Wurde diese Bewilligung eingeholt? «Die Wohnung ist nicht ganz offiziell», räumt er ein. «Das würde sehr viel bürokratischen Aufwand erfordern.»

Wer diesen Aufwand vermeiden will, darf keinen Verdacht erregen. «Die Stasi der Schweiz, das sind die Elektrizitätswerke», sagt der Verwalter, der vergessen zu haben scheint, dass wir uns in einer Interviewsituation befinden. Neben der Waschküche hänge für jede Wohnung ein Stromzähler, nur für die Kellerwohnung nicht. An meinem nächsten Washtag finde ich diese Aussage bestätigt. Gäbe es für die Kellerwohnung einen eigenen Stromzähler, könnten die Mitarbeiter des Elektrizitätswerks Zürich, die von Zeit zu Zeit den Verbrauch der einzelnen Wohnungen ablesen, daraus Rückschlüsse ziehen. «Deshalb wird der Strom für die Kellerwohnung über den allgemeinen Zähler abgerechnet», erklärt er. Die Höhe der Nebenkosten sei fixiert, damit die übrigen Mieter wie ich nicht den Strom für die Kellerwohnung mitbezahlen.

Kellervermietung – ein Akt der Nächstenliebe?

Allmählich verstehe ich, warum Diegos Mitbewohnerin Daniela mir aus dem Weg geht, wenn ich ihr im Treppenhaus begegne. Warum sie keine Lust auf eine Unterhaltung hat. Warum keiner im Haus sie kennt. Sie weiss, dass sie offiziell nicht existiert. So muss es bleiben, will sie ihren Schlafplatz nicht verlieren. Dass das nicht passiert, dafür sorgt der Mann mit dem Tony-Soprano-Schlitten, der nun wieder in die Rolle des Verwalters schlüpft.

Kürzlich hat er den Mietvertrag überschrieben. Von der Mutter auf die Tochter. «Die leben vom Sozialamt, die können eigentlich gar keine Miete zahlen», sagt er. Aber einen geringen Prozentsatz solcher Mieter, findet er, vertrage es in der Liegenschaft. «Das hat in der Schweiz Tradition. In jedem Dorf hat es immer einen gehabt, der ist nicht so gut geraten. Jemand hat ihm einen Job gegeben, ein anderer hat geschaut, dass er irgendwo wohnen kann, und der Dorfpolizist hat gewusst, zweimal im Jahr hat der einen Aussetzer, bringen wir ihn halt nach Hause und sagen ihm: Reiss dich zusammen. Einen kann man mittragen.»

Der Verwalter schaut auf die Uhr, in zehn Minuten hat er den nächsten Termin. Als wir uns verabschieden und ich aus dem Küchenfenster zuschaue, wie er in sein Auto steigt, begreife ich: Er macht sich zwar seit Jahren vermutlich strafbar wegen Verstößen gegen das Planungs- und Baugesetz und vermutlich auch wegen Wucher. Ihm drohen Busse und Geld-, unter Umständen sogar Freiheitsstrafe. Aber sein Gewissen ist rein. Er betrachtet die Vermietung des Kellers als Akt der Nächstenliebe.

Als ich Mitte Dezember von einer Reise zurückkomme und im Treppenhaus den Briefkasten leere, steht Diego neben mir. «Was machst du denn hier?», wundere ich mich, «ich dachte, du seist ausgezogen?» Diego schaut mich traurig an. Sein Freund hat die Wohnung, die er in Aussicht hatte, nicht bekommen und muss deshalb mit seiner schwangeren Frau in der Neufrankengasse 6 bleiben. Diego kann die Wohnung nicht übernehmen. Nun teilt er noch immer mit Daniela die etwa 30 Quadratmeter neben der Waschküche. Daniela, die nachts arbeitet und tagsüber schläft, muss immer an seinem Bett vorbei. «Wäre ich da unten allein», sagt Diego, «würde es mir eigentlich ganz gut gefallen.»

Alle Namen im Text wurden geändert, um die Identitäten der Personen zu schützen.

Clara Klein ist ein Pseudonym.

Das große Hungern

Zuerst wollte sie nur ein paar Kilo weniger wiegen. Dann entdeckte eine Chemnitzer Studentin Internetforen für Essgestörte. Dort ist das Ziel: abnehmen um jeden Preis.

Von Eva Marie Stegmann, „Freie Presse“, 04.08.2016

Chemnitz. Im Spätsommer 2009 beschloss Tina, 19 Jahre alt, magersüchtig zu werden. Ihre neuen Freundinnen halfen ihr dabei. Es sind Freundinnen, denen sie nie persönlich begegnet ist. Und doch waren sie für Tina drei Jahre lang "alles": Zufluchtsort, Halt, Ersatzfamilie. Die Chemnitzerin traf sie im Juli 2009 auf Traumfeen.de. Traumfeen.de ist eines von Hunderten sogenannter Pro-Ana-Foren im deutschsprachigen Internet. Ana steht für Anorexia nervosa, Magersucht. Wer "Pro Ana" ist, möchte nicht geheilt werden. Im Gegenteil. Pro-Anas wollen tiefer in die Magersucht, wollen weiterhungern, mehr an Gewicht verlieren. Tina war von 2009 bis 2012 eine davon. Sie wog bei einer Größe von 1,66 Metern nur noch 43 Kilogramm. Heute, sechs Jahre später, sieht sich die 25-jährige Studentin als geheilt. Für das Interview hat sie Milchkaffee gemacht und ihren Laptop nach Resten aus ihrer "Ana-Zeit" durchsucht: E-Mails mit "Anas", Kopien foreninterner Unterhaltungen, Bilder. Tina deutet auf den Milchkaffee vor ihr. "156 Kalorien. Das war damals ein Tabu für mich. Kaffee nur schwarz mit Süßstoff, ohne Milch und Zucker." Dann klickt sie ein Foto auf ihrem Laptop an. Es zeigt eine 19-Jährige mit roten Strähnen in den schulterlangen braunen Haaren, kohlschwarzem Kajalstift und mürrischem Blick. "Das bin ich im ersten Studiensemester. Ich wollte ein paar Kilo abnehmen - so wie alle", sagt Tina, zuckt mit den Schultern und lächelt beinahe entschuldigend. "Irgendwann stieß ich auf den Zeitungsartikel, mit dem alles losging." Darin wurde eine 22-Jährige, die in einem Pro-Ana-Forum aktiv war, porträtiert. Statt abgestoßen zu sein, faszinierte Tina der Artikel. "Die hatte so eine Willenskraft ..." Noch am gleichen Abend fasste sie einen Plan:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie wollte in eines der Foren. Sobald sie von 60 Kilo auf 55 gekommen wäre, nahm sie sich vor, würde sie es wieder verlassen. Im Internet musste sie nicht lange suchen. "Es gab zig Foren, in manchen waren richtige Hardcore-Anas, die sich bis in den Tod hungern wollten." Auf der Webseite Traumfeen.de blieb sie schließlich hängen. Die Seite war dunkellila, am Rand kauerte eine dürre Fee. Darunter stand in verschnörkelter Schrift: "Wir kümmern uns umeinander." Das Forum war für Nichtmitglieder gesperrt. Wer Mitglied werden wollte, musste ein zweistufiges Bewerbungsverfahren durchlaufen und überzeugen, dass er wirklich Pro-Ana ist. "Ich sollte einen Fragebogen ausfüllen", sagt Tina. Anschließend stellten die "Traumfeen" Fragen. Die Studentin kam mit ihrer Lüge, essgestört zu sein, durch und wurde zwei Tage später aufgenommen. Unter dem Pseudonym "Starving Fairy" (deutsch: verhungernde Fee) wurde Tina so Teil einer Gemeinschaft von etwa 50 Mädchen und jungen Frauen zwischen 14 und 25 Jahren, die ein gemeinsames Ziel einte: Abnehmen. Sie veranstalteten Online-Diät-Contests. Posteten Bilder magersüchtiger Models. Sie dokumentierten jeden Bissen, den sie aßen, zählten Kalorien und tauschten Adressen von Webseiten aus, über die man an verbotene, weil gefährliche Diätpillen rankommt, wie andere Kosmetiktipp. Zudem führte Tina wie alle "Traumfeen" ein persönliches Onlinetagebuch. Mehrfach täglich teilte sie Ärger über Kommilitonen, Angst vor Uni-Klausuren oder die unheimliche Leere, die sie manchmal erfüllte, mit den neuen Freundinnen. Schon nach drei Wochen hatte die Studentin ihr Zielgewicht erreicht: 55 Kilo. Entgegen ihres Plans verließ sie das Forum nicht. "Ich kannte das nicht, dass sich jemand so für mich interessierte wie die Traumfeen. Für mein Leben, meine Sorgen und Gedanken", sagt Tina. Ihr Blick sucht Verständnis. Weil sie es gewohnt ist, für Ana kein Verständnis zu bekommen, seufzt sie präventiv. Ana ist kein Dasein, es ist ein Wegsein. Wer verstehen will, warum Tina lieber weg als da sein will, muss gut zuhören, denn über das, was die junge Frau aus Chemnitz erlebt hat, spricht sie nur sehr schnell und abgehakt. Schmerz, komprimiert in zwei bis fünf Worten. "Ich war immer einsam. Meinen Eltern war ich egal. Häusliche Gewalt. Mobbing in der Schule. Anerkennung von Männern. Aber die wollten nicht mich. Nur meinen Körper. Irgendwann hasste ich Sex. Hasste es, eine Frau zu sein. Ich wollte doch nur Geborgenheit. Meine Familie schenkte mir Verachtung und Selbsthass. Meine Schwester rief 'fette Sau'. Ich hörte darauf."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Feenflügelkinder nannten Tina "Süße", "Kleine" oder "Schatz". Sie sagt: "Ana und das Forum waren mein Halt. Sie liebten mich nie allein."

Die Wiener Psychologin Christiane Eichenberg hat eine Umfrage unter 200 Mitgliedern von 64 verschiedenen Pro-Ana-Foren gemacht. Sie wollte unter anderem wissen, warum sie beigetreten sind. Eichenberg identifizierte zwei Hauptgründe: emotionale Unterstützung und sozialer Kontakt. Die Traumfeen verstanden auch Tinas psychische Probleme. Schon mit 13 hatte ihr ein Psychiater Depressionen attestiert. "Psychische Krankheiten" lautete der Name einer Forenrubrik. 325-mal wurde das Thema "Warum habt ihr Ana?" kommentiert. Die Wurzeln der Essstörung suchten die Feenflügelkinder im Elternhaus, sexuellen Missbrauchserlebnissen und Mobbing Erfahrungen. Im Forum reichte die Palette an Störungsbildern von selbstverletzendem Verhalten über ADHS bis hin zu posttraumatischen Belastungsstörungen. "Alle von uns hatten diese Probleme. Alle. Das war das Schöne. Wir verstanden uns auf einer sehr, sehr tiefen emotionalen Ebene", so Tina. Sie wirft zwei Stück Zucker in den Porzellanbecher mit Milchkaffee und rührt ihn mit einem Silberlöffel um. "Jetzt sind es 156 Kalorien", informiert sie. Sie hat noch keinen Schluck getrunken.

Tina fühlte sich weniger einsam als zuvor. Auch die Teilnehmer der Pro-Ana-Umfrage von Psychologin Eichenberg gaben an, sich weniger einsam zu fühlen, seitdem sie sich in den Foren angemeldet hatten. Das ist die eine Seite. Gleichzeitig hatten die Umfrage-Teilnehmerinnen in der Zeit deutlich abgenommen. Wie Tina. Drei Monate nachdem aus Tina "Starving Fairy" geworden war, hatte sie zwölf Kilo verloren. Dreimal täglich wiegen, Kalorienzählen und Sport bis zum Exzess nach dem Vorbild ihrer neuen Freundinnen füllten ihr bis dato nur aus Lernen und gelegentlichen Partys am Wochenende bestehendes Leben. "Mit jedem Kilo weniger fühlte ich mich stärker", sagt sie. Der Gesellschaft, in der sie wenig Anerkennung erfahren hatte, wählte sich die Chemnitzerin nun überlegen. Sie hatte Kontrolle über sich. "Tina verhält sich hier ganz typisch", schätzt die Münchner Ärztin Nina Buschek, die sich seit Jahren mit dem Thema beschäftigt, das Erzählte ein: "In der Magersucht erleben viele Mädchen, endlich etwas im Griff zu haben - nämlich den eigenen Körper. Tina kennt es schon, mit dem Körper Aufmerksamkeit zu erregen, positiv bei Jungs, negativ bei der Schwester, die sie beschimpft. Mit der Essstörung nimmt sie das Heft in die Hand."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Damit ging es Tina gut - zumindest solange die Waage täglich weniger anzeigte. Gramm und Kalorien waren zu Maßeinheiten für Selbstwertgefühl geworden. 100 Gramm entschieden zwischen Hochgefühl oder Selbsthass. Manchmal auch ein Milchkaffee mit zwei Stück Würfelzucker. Die Flüssigkeit in Tinas voller Tasse muss mittlerweile kalt sein. War es das Pro-Ana-Forum, das Tina in die Magersucht trieb? Sind ihre virtuellen Freundinnen schuld? Stefan Ehrlich, Leitender Oberarzt des Zentrums für Essstörungen am Uniklinikum Dresden: "Um auf einen Trigger wie Pro-Ana-Foren zu reagieren, muss bereits eine Verletzlichkeit oder eine besondere Lebenssituation bestehen. Eine vollkommen gesunde Person wird dadurch nicht magersüchtig gemacht." Tina war und ist nicht gesund. Noch heute schluckt sie täglich Antidepressiva. An Depression sterben, relativ gesehen, weniger Menschen als an Anorexia nervosa. Tina nickt: "Aber Ana half mir, zu leben." Ein Leben, in dem die Essstörung diktierte, was sie tat, wann und mit wem. "Oft sagte ich bestimmten Bekannten, die mich im Verdacht hatten, magersüchtig zu sein, ab, weil ich nicht essen wollte." Sie bemühte sich, Ausflüchte zu finden, wenn sie jemand auf die Lücke zwischen ihren Oberschenkeln oder die sich abzeichnenden Rippen ansprach. Ebenso bemühte sich Tina, wahrgenommen zu werden. Dabei half die Essstörung. Ein Widerspruch. Tina möchte es erklären: "Ana war wie ein Wutanfall, der sich an die Gesellschaft richtete, die mich ausgegrenzt und zurückgelassen hatte." Ihre Essstörung, ihr ausgemergelter Körper, sagt sie, sollte "ihnen allen" entgegenschreien: "Ihr seid schuld, schaut, was ihr mit mir gemacht habt, ihr seid schuld, verdammt." An den Tag, an dem sie wieder normal zu essen begann, erinnert sie sich genau: "Ich schaute in den Spiegel. Ich hatte eine furchtbar enge Jeans an. Meine Beine waren dürr. Ich war hässlich und dürr. Ich war geschockt. Als sähe ich mich zum ersten Mal ..." Sie kaufte sich im Supermarkt zwei Überraschungseier. Die standen auf der "Verbotsliste" der Feenflügelkinder. Der Bann war gebrochen. "Niemand hat mir geholfen. Ich bin ganz alleine raus aus dieser Hölle", ist Tina überzeugt. Dass sie an jenem Tag vor drei Jahren bereits sechs Monate lang in Psychotherapie war, weil ihr neuer Freund sie dazu gedrängt hatte, und dort lernte, ihre verzerrte Wahrnehmung aufzugeben, erwähnt die 25-Jährige wie nebenbei.

Von diesem Tag an schrieb "Starving Fairy" keine Forenbeiträge mehr. Das ist kein Grund aufzuatmen. Für ein Happy End müsste die Geschichte auserzählt sein. Das ist sie aber nicht. "Ich bin wie eine trockene Alkoholikerin. Wenn es mir schlecht

geht, esse ich wenig und sehne mich nach dem Verständnis der Traumfeen. Ich muss da rational gegensteuern, wie ich es in der Psychotherapie gelernt habe." Ärztin Nina Buschek hält den Alkoholiker-Vergleich für sehr treffend: "Denn auch Magersucht ist eine Sucht und Menschen mit Essstörungen sind immer gefährdet, wieder in ihr Suchtverhalten zurückzufallen, wenn sie unter Druck sind, Belastungen oder Enttäuschungen erleben. Ich kann mir gut vorstellen, dass die Essstörung noch immer in Tina steckt." Vor zwei Monaten trennte sich Tinas Freund von ihr. Riesenstreit, Tränen, Verzweiflung. Am gleichen Abend schrieb sie an die Administratorin der Traumfeen. "Ich will wieder Teil eurer Gemeinschaft sein. Niemand versteht mich so gut wie ihr." Zwei Wochen später schickte sie eine zweite E-Mail. Beide sind bis heute unbeantwortet. Tina, die sich mit ihrem Freund inzwischen wieder versöhnt hat, zuckt mit den Schultern: "Es ist wohl das Beste so." Sie seufzt. Dann, endlich, greift sie nach ihrem Milchkaffee und trinkt. 156 Kalorien ohne Selbsthass.

Das Portal Traumfeen.de ist mittlerweile vom Betreiber abgeschaltet worden.

Ein bisschen Liebe, und um zwölf gibt es Kartoffeln

Von Annika Fischer, Funke Mediengruppe WAZ, 14.12.2015

„Wie alt bin ich eigentlich? 98? Echt? Boah. Wer hätte dat gedacht.“

Margarethe Sonnenschein ist jedes Mal wieder ehrlich erstaunt über ihr Alter, manchmal alle drei Minuten. Dann wendet sie ihren Rollator auf dem Flur, kommt zurück in die Küche, wo sie gerade erst war, und jeder weiß schon, was sie fragt mit ihrer hohen Stimme: „Wie alt bin ich noch mal?“ 98, Sonnenschein. Wann bist du denn geboren? „29. 4. 17.“ Das kommt wie aus der Pistole geschossen. „Siehst aber wie 70 aus“, sagt Conny.

Conny Kampka ist Pflegerin in diesem Haus und mehr als das: Sie ist die Seele und das Herz. Und sie ist seine Stimme: laut, rau, aber lieb. Wahrscheinlich war sie es, die damit angefangen hat, einfach „Sonnenschein“ zu rufen; alle tun das hier, Pflege, Hauswirtschaft, die Mitbewohner auch. Manchmal sagen sie sogar „Sonnenscheinchen“ – und meistens ist sie ja einer. Wenn ihr alles passt und die Augen nicht brennen. Das tun sie oft. „Meine Augen werden nicht mehr besser, ne?“, fragt Frau Sonnenschein mit fast blindem Blick, gerichtet immer nach rechts oben. „Nein, Sonnenschein, aber auch nicht schlechter.“ Drei-, viermal will die alte Dame das wissen und was die Uhr sagt: Um sieben werden die Augen getropft. „Das bleibt so? Dann muss ich wohl zufrieden sein.“

Deshalb also wohnt Frau Sonnenschein in der „Villa Nestor“: „Wegen meiner Augen!“ Hermine Kirschner, 88, ist hier, „damit ich wieder gesund werden soll“, sie war kürzlich ernsthaft krank. Niemand würde innerhalb dieses grau verschieferten Bungalows in Mülheim laut sagen, was er ist: eine Wohngemeinschaft für Demenz-Erkrankte. „Demenz-WG“, das klingt ja schon wie eine Diagnose! Nestor aber, der alte

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Griechen, der war ein Held und bekannt für seine Weisheit. Dass ihr Haus nach ihm heißt, wissen die Sieben, die hier wohnen. Alt sind sie auch. Und weise?

„Ich hab’ mein Gehirn noch in Ordnung!“

Ruth Sandkühler, 79, behauptet das jedenfalls. Und Erika Radberg, 74, sagt es etwas umständlich so: „Es hat jemand gemeint, dass ich allein nicht mehr zurechtkommen sollte. Ich finde aber, wohl.“ Es wäre da außerdem Hans-Jürgen Scheiffert, der dazu eine Meinung haben könnte, er hat zu allem eine. Aber der ist wirklich nicht dement. Jedenfalls steht nichts davon in seiner Akte. Es ist nur so, dass „Jürgen“ einen Unfall hatte und ein Blutgerinnsel im Kopf und seitdem Dinge vergisst oder andere versteckt.

An diesem Morgen, einem Montag, ist Herr Scheiffert zum Supermarkt gegangen, er macht das täglich und darf das auch, weil er den Weg zurück noch findet. Diesmal aber hatte er einen Auftrag: „Berliner sollte er mitbringen“, hat Conny gesagt. Einmal kam Herr Scheiffert zurück, weil er nicht mehr wusste, wie viele. Beim zweiten Mal brachte er statt Berlinern Brötchen. „Was soll ich mit zehn Brötchen?“, hat sich Conny aufgeregt und ein bisschen geschimpft. Sie hatten ja nun nichts zum Kaffee, aber natürlich weiß sie: „Das darf ich nicht. Der Jürgen fühlte sich ertappt, und das macht ihn sauer.“ Fachlich gesehen sollten Demenz-Pfleger vermeiden, auf Defizite hinzuweisen. „Aber das“, sagt Conny, „kannste auch nicht immer.“

„Hahn im Korb? Kann sein. Aber die Hühner hier sind mir zu alt.“

Herr Scheiffert ist dann auf sein Zimmer gegangen im Souterrain, er tut das immer, wenn er „das Durcheinander“ und „die alten Weiber“ um sich herum nicht aushält. Er ist erst 71 – was er allerdings gerade nicht weiß, obwohl er erst letzten Monat Geburtstag feierte –, das ist jung im Vergleich. Und dass er der einzige Mann ist in der WG, hat der Zufall so ergeben. Man mietet sich hier einzeln ein, für die Betreuung sorgt ein Pflegedienst. „Die Pflegepartner“ sind in Mülheim nicht Besitzer, nur Begleiter, „Selbstbestimmung“ ist das Prinzip

Unten ist Herr Scheiffert aus Connys Blickfeld, was nicht nur gut ist: Er verkrämt nämlich, so hört man, seine Einkäufe im Zimmer, gegrillte Hühnerbeine oder

Frikadellen, und denkt nicht mehr dran. Das Gute am Sieb in seinem Kopf aber ist: Auch die Sache mit den Berlinern hat er gleich vergessen.

Er müsste das auch gar nicht machen, Essen verstecken. Sie haben schließlich Ewa hier und Ulla, ihr Reich ist die große Küche, mit Speisekammer, Kaffeemaschine und der „Dokumentation Stuhlgang“ an der Wand. Polnische Wurzeln haben beide und kochen auch so. Sonntag Kotelett und Kartoffeln, Montag Hähnchenschenkel und Kartoffeln, Mittwoch Kohlrouladen und Kartoffeln. Ordentlich was auf die Gabel, „die alten Leute müssen essen“, findet Ulla Synowiec. Und die lieben das, weil sie es von früher kennen. Nicht nur Frau Radberg, die zuhause Essen und Trinken vergaß, hat tüchtig zugenommen. Herr Scheiffert sagt: „Gut, dass hier frisch gekocht wird. Keine Großküche.“ Er war mal Orthopädietechniker, sah viele Einrichtungen von innen, Villa Nestor ist für ihn keine. Sie ist ein Zuhause.

Und die Tafelrunde eine Familie. Wie sie da sitzen, Mittag um zwölf, Kaffee um drei, Abendessen um sechs: Frau Kirschner vor Kopf mit dem laufenden Fernseher im Rücken. Rechts Frau Sandkühler, die etwas grimmig aussieht, aber nicht ist, links Herr Scheiffert, der sie gern piesackt. (Aber gleich werden sie wieder gemeinsam auf der Terrasse eine rauchen.) Vor dem künstlichen Weihnachtsbaum, von Frau Sandkühler geschmückt („viereinhalb Stunden!“), meldet Frau Sonnenschein nach jeder Mahlzeit als erste: „Ich bin satt!“ Und Frau Radberg gegenüber schweigt. Sie sagt nie viel, aber schon viel mehr, seit sie in der Villa Nestor wohnt.

Irene Maxein am oberen Kopfende – sagt nichts. Sie kann es nicht mehr. Oft versucht sie es, aber meist schafft sie nur unverständliche Laute. Weshalb alle jubeln und gleich weitererzählen, wenn Frau Maxein einen Satz gesagt hat. Und sei er so: „Ich muss dir eine kleben.“ Sagt sie doch tatsächlich zu Yasemin, der Pflegeschülerin. Die lässt verblüfft den Löffel mit dem Möhrengemüse sinken. „Manchmal ist sie so“, sagt Yasemin mit einem liebevollen Lächeln, da hebt die alte Frau den Arm: nicht um zu hauen, sondern um Yasemin zu streicheln.

Die 92-Jährige, die alle nur „Lilly“ nennen, kann auch nicht mehr laufen, nicht mehr allein essen, nicht mehr zur Toilette. Sie hat all’ diese Fähigkeiten verloren, ist längst das, was man „schwer dement“ nennt. Aber lachen kann sie! Und Lilly lacht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

viel. So, dass in ihrem Gesicht die Sonne aufgeht. „Da freut sie sich, das Lillyken“, sagt Frau Kirschner dann und winkt vom anderen Ende der Tafel. Alle lieben Lilly.

„Hier wird Familie gelebt“, sagt Sylvia Eberlein, die Pflegedienstleiterin, „mit allen Höhen und Tiefen.“ Mit Wäscheständer im Flur, Stützstrümpfen auf der Heizung, einer Menge Medizin im Schrank und im Badezimmer bunten Zahnputzbechern mit Namensschildern. Die hier zusammen wohnen, heißen nicht „Bewohner“, erst recht nicht „Patienten“. Sie müssten wohl „Mieter“ heißen, sind aber „unsere Leute“.

Nur selten nennen sie sie beim Vornamen, das Siezen bedeutet Respekt. „Bei fortgeschritten Dementen ist es sinnvoll, sie mit dem Vornamen anzureden. Sie erreichen sie sonst nicht mehr.“ Conny indes duzt die meisten, sie kennt sie schon Jahre und sagt ja selbst: „Sie sind Teil meiner Familie. Sieben Kinder und kein Papa.“ Sie lacht ihr dröhnendes Lachen. Es ist schon vorgekommen, dass sie aus Versehen „Oma“ gesagt hat.

Manchmal zankt die „Familie“, oft hilft sie einander. „Frau Sonnenschein hat nichts zu trinken!“, meldet Frau Radberg, sie ist dazu extra in die Küche gekommen mit ihrem Rollator, auf dem sie auch ihren leeren Teller zur Spülmaschine balanciert. „Frau Kirschner kann doch nicht allein aufs Klo“, mahnt Frau Sandkühler, dabei stimmt das nicht: Sie darf nur nicht allein die Treppe nehmen, und zur Toilette muss sie dauernd. „Sie sehen ja, wie oft ich renne. Die Tabletten.“

Sie sind wie Geschwister in ihrem großen Wohnzimmer, wo sie meistens sitzen, „da, wo das Leben spielt“. Auf dem Schrank stehen Lexikon und Kreuzworträtselbuch, im Fernsehen laufen Seifenopern, von der Stereoanlage kommt Musik. „Ich möcht' noch einmal 20 sein“, Frau Sonnenschein singt mit und wippt mit den Pantoffelfüßen. Nachmittags kommt häufig Heike Sassenberg, zum Spielen: Sie ist „Alltagsbegleiterin“, und Alltag ist, was Dementen Halt gibt, Struktur – und damit auch Kraft.

Die einzige, die nie dabei sitzt, ist Waltraud Fierlings. Die 83-Jährige wohnt unten mit Fenster zum Garten, sie kommt nicht mehr hoch aus eigener Kraft, aber sie will auch nicht. Sie hat es schön hier und endlich das, was sie im Heim nicht haben durfte: eine Puppenstube. Über 50 Püppchen sitzen in Vitrinen, auf Regalen und dem

Sofa, Frau Fierlings mit ihrem steifen Bein in der Mitte. Aber nur drei Stunden, mehr schafft sie nicht. „Mein Bein tut weh“, ruft sie ins Telefon, es ist ja auch schön, wenn jemand kommt.

„Frau Fierlings spricht mit sich selbst“, sagt Conny, „aber das ist nicht schlimm.“ Aus diesen Selbstgesprächen ist zu ahnen, dass sie einst selbst ein Püppchen war, es gab da dunkle Geschichten in der Kindheit. Aus der Gegenwart weiß die alte Dame nicht viel, nur dass sie hübsch aussehen will. Aufs Foto mag sie nur nach Connys Kosmetik, „nicht wie Omma“. Hin und wieder schiebt eine Betreuerin sie im Rollstuhl zum Einkaufen, Frau Fierlings holt dann frische Deko: Blumen aus Plastik, Figürchen, Nippes. „Langsam ist kein Platz mehr“, findet Conny, „aber was hat sie sonst vom Leben?“ Manchmal ist Vergessen auch tröstlich.

Weihnachten aber, sagt Frau Fierlings, als sie so auf ihren Adventsschmuck guckt, finde sie „sch...“ Dann nämlich fällt den Leuten ein, dass es mal jemanden gab, der zum Fest eigentlich da sein sollte. „Kommt mein Sohn?“, will Frau Radberg wissen. „Ich hab’ ja niemanden“, sagt Frau Kirschner, die „zum Heiraten nie Zeit hatte“. Sie mögen viel verloren haben von ihrem Gedächtnis, den Teil, in dem sie ihre Lieben bewahren, nicht. Sogar Frau Sonnenschein kommt ihr verstorbener Sohn in den Sinn.

„Ja, hat denn hier keiner mehr ein Zuhause? Gottseidank haben wir das hier!“

Auch die Kinder vergessen ja nicht, wie ihre Eltern einmal waren. „Meine Mutter war ein Engel“, sagt Marion Franz. Sie kommt am Mittwoch, wie immer legt sie sich zuerst in Lillys Bett. Ein intimer Moment nach dem Mittagsschlaf, die Tochter singt ihr etwas vor. Später sitzt sie da, hält Lillys dünne Hand und guckt mit ihr im großen Fernseher auf dem antiken Schränkchen die „Shopping Queen“. „Schön“, sagt die 92-Jährige dann manchmal. Sie mag es, wenn Marion ihren Schrank aufräumt, sie macht „alles wieder schön“. So wie Lilly schön war, eine feine Frau.

Die eines Tages plötzlich unruhig wurde, aggressiv. Die sich bestohlen und betrogen fühlte, die davonlief, weg, nur weg. „Ich wollte meine Mutter nicht einsperren“, sagt Marion Franz. In der Villa Nestor sei Lilly nun „glücklich in ihrer Welt“, in einem großen Heim, weiß die Tochter, „wäre sie vollkommen verloren“. Lilly

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

lacht, knetet das Tuch in ihren Fingern, mit dem sie ihren Mund abtupfen; sie braucht immer etwas zum Festhalten. Die bunte Schachtel, ihren winzigen Teddybären oder eine warme Hand.

Frau Kirschner muss heute zum Arzt: der Herzschrittmacher. Sie hat den neuen Puschelpulli angezogen, Conny hat ihr die weißen Haare gemacht. Beim Essen noch saß die 88-Jährige mit Lockenwicklern, „schaut, wie sie aussieht!“, ruft Conny und drückt die alte Frau an ihren Busen. Frau Kirschner lächelt ihr herzlichstes Oma-Lächeln: „Ich war beim besten Friseur!“ Allerdings geht etwas schief, der Herz-Pass steckt nicht in der Tasche, der Arzt kann nicht untersuchen, Frau Kirschner kehrt unverrichteter Dinge wieder heim. „Eine Lustfahrt“, sagt sie und freut sich. Diebisch sogar, vielleicht, weil andere auch mal was verbaseln. Außerdem hat sie die Haare schön.

Beim Kaffee sitzt Frau Kirschner später wie eine Königin, sie hat was zu erzählen! Auch, dass Conny den Herz-Pass schließlich wiederfand. („Nicht, dass alle sagen: Die Conny hat Alzheimer!“) Frau Kirschner wird die Geschichte auch am nächsten Tag noch wissen und am übernächsten. Es gibt dunkle und helle Tage, an hellen funktioniert das Kurzzeitgedächtnis doch.

Überhaupt ist der Kopf häufig noch wach. Wenn Heike Sassenberg „Stadt-Land-Fluss“ vorschlägt, haben Jüngere noch nicht Luft geholt, da fliegen ferne Länder und alte Vornamen mit K schon wie Geschosse durch den Raum: „Kenia! Kongo! Karl, Kurt, Käthe!“ Wobei Frau Sonnenschein zu „Tiere“ Ideen hat, die Herr Scheiffert nicht gelten lässt. „Kalb! Kater!“ Ohnehin hat der es eher mit Brieftauben.

Von seinen eigenen kann er erzählen wie Frau Kirschner von dem „grünen Kleid mit Bömmelkes“, das sie einst beim Vorstellungsgespräch trug. Alte Geschichten kramen sie aus dem Hinterkopf, „aber oft wissen sie nicht mehr“, sagt Pflegedienstchefin Eberlein, „was es zum Mittagessen gab“. Und dass sie ihre eigene Wohnung unter Wasser gesetzt haben. Dass sie den Topf auf dem Herd vergaßen oder das Kochen gleich ganz. Dass man sie verwaht auf der Parkbank fand. Dass ein Betreuer sie in die Demenz-WG brachte. „Sie konnten ihren Alltag nicht mehr regulieren“, heißt das dann.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Eine bessere Pension können wir nicht kriegen. Und Essen! Ein Bett! Wir sind ja Gäste hier.“

Sollen sie das glauben, Hauptsache, sie fühlen sich angenommen. „Wenn sie den Baum blau sehen“, sagt Sylvia Eberlein, „ist er eben blau. Man muss den Menschen lassen wie er ist: in seinen Schuhen.“ In anderen WGs gaben sie einer früheren Postbeamtin einen Stempel und einem ehemaligen Prokuristen falsche Verträge. Die Frau stempelt, der Mann unterschreibt, sie haben etwas zu tun. In der Villa Nestor brauchen sie solche Tricks (noch) nicht, aber hier macht Herr Scheiffert Botengänge und die Damen schälen Kartoffeln: „Wir wollen essen“, sagt Frau Sandkühler, „dann müssen wir auch arbeiten.“ Wenn sie Lust haben. Sonst nicht.

Nach der Mittagsruhe backen sie Plätzchen, das kann das Damen-Trio gut, auch wenn die Kipferl am Ende Kekse sind und eigentlich zu hart für die dritten Zähne. Nichts für Herrn Scheiffert und Frau Sonnenschein, „ich seh ja nix“. Naschen aber kann sie, mit dem Finger aus der Schüssel. Zur Belohnung gibt es zum Bingo ein Piccolöchen, eins für alle, und Frau Sonnenschein hat mal wieder eine Frage: „Flipp ich jetzt aus?“

Sekt ist nicht theirs, aber „Kaffee ist wichtig“, findet Frau Sandkühler. Und Kuchen! „Lecker, ne?“, fragt Herr Scheiffert. „Es geht“, sagt Frau Sonnenschein. „Mund auf, Augen zu!“ Frau Sonnenschein isst lieber Ei. „Aber nur ein weiches.“ Das ist ihre dritte Geschichte. Das Alter, die Augen – und das Ei. Die vierte handelt von Sex. „Sex“ spricht Frau Sonnenschein mit weichem S, und sie spricht oft davon. Wie ihre Ehemänner hießen, fällt ihr selten ein, der Name ihres Liebhabers wohl. „Hast du Sex gehabt?“, will sie morgens wissen. „Ich bin da ja nicht mehr für.“ Demenzkranke vergessen nicht unbedingt ihre Sexualität, zuweilen aber ihr Schamgefühl.

Trotzdem, waschen lassen sie sich nicht gern. „Bei mir sind immer alle picobello“, sagt Conny, sie nennen sie auch „die Körperpflegekönigin“. Conny findet das selbstverständlich, „man will ja, dass sie sauber sind“. Aber es ist eine Gratwanderung. Herr Scheiffert behauptet gern, er sei längst gewaschen; wenn man ihm das Wasser anstellt, wird er wütend. Mittwoch aber ist Frau Sandkühler dran. Nicht einmal neun ist es, noch vor dem Frühstück, und die 79-Jährige hat schlechte Laune. „Guten Morgen? Was soll daran gut sein? Ich muss duschen.“ Conny sagt: „Ich

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

erfülle ihnen alle Wünsche. Aber wenn sie wünschen, nicht gewaschen zu werden: Das geht nicht!“

Daan Vermeulen meint, es gebe „keine ehrlicheren und sensibleren Menschen als die mit Demenz“. Der Therapeut bedankt sich dafür mit etwas Glück: Er kommt heute mal – mit seinem Schwein. „Ein richtiges?“, fragt Frau Sonnenschein entsetzt. „Wat will dat denn hier?“ Es will Freude bringen und ein paar Erinnerungen zurück. An Kindertage zum Beispiel, „da wurden die geschlachtet“, sagt Frau Kirschner. „Pssst!“, macht Frau Radberg, „dat hört dat doch!“

Felix allerdings, „Therapie-Begleitschwein“, tappst neugierig über die Fliesen im Wohnzimmer. Und die alten Leute lernen: Ein Schwein stinkt nicht, außer wenn es nass ist, „dann nach Maggi“. Frau Radberg darf Felix füttern, Frau Sandkühler die rauen Borsten streicheln, und am Ende kriegt das Schwein eine Birne, was Herrn Scheiffert darauf bringt, das Gedicht vom „Herrn Ribbeck“ aufzusagen. Daan Vermeulen geht mit dem Gefühl, für etwas Abwechslung gesorgt zu haben. Frau Kirschner sagt: „Das muss ich nicht wieder haben.“ Und Frau Radberg, die frühere Konditorin: „Plätzchenbacken hat mir besser gefallen.“

Am Ende der Woche geht die Gruppe auf den Weihnachtsmarkt. Es gibt Würstchen und Glühwein sogar. „Mit anderen Demenz-WGs“, seufzt Pflegedienstleiterin Sylvia Eberlein, „könnten wir das nicht mehr machen.“ Da reckt sich Frau Radberg aus ihrem Rollstuhl: „Wir sind aber auch nicht dement.“

„Wie alt bin ich eigentlich? So alt? Dann sterb' ich sicher bald. Heute aber nicht mehr.“

Der Herr der Dinge

Lange glaubte Bernhard, er habe das Chaos im Griff. Bis er erkannte, dass es umgekehrt ist. Der 63-Jährige ist einer von rund 1,8 Millionen Deutschen, die am Messie-Syndrom leiden. Dessen Diagnose ist simpel, doch die Behandlung alles andere als das

Von Maris Hubschmid, Tagesspiegel, 07.05.2016

Bernhard hat keinen Schrank, kein Sofa, kein Bett. Wenn er am späten Abend müde wird, löscht er das Licht der nackten Glühbirne, die von der Zimmerdecke hängt, und rollt eine dünne Schaumstoffmatte auf dem Fußboden aus. Keine Matratze darunter, kein Teppich, nichts als die bloßen, kühlen PVC-Platten unter ihm. So legt er sich schlafen. Man könnte meinen, Bernhard hat nicht viel. Aber Bernhard hat zu viel.

Die Möbel, die er besitzt, Regale und Tische, dienen als Stabilisatoren. Ohne sie würden die Stapel vielleicht einstürzen. Ohne sie wären die Haufen nicht so hoch. Auch Stühle gibt es, sie liegen zuoberst auf dem Berg, der sich im Zentrum des Raumes türmt, bei Bedarf kann Bernhard sie herunterholen. Aber wo sollte er sie hinstellen?

Ein enger Gang, U-förmig, ist der einzig begehbare Bereich in Bernhards Wohnung. Von der Eingangstür geradeaus zum Fenster, zweimal rechts um die Ecke und wieder zurück zur Wand – eine Sackgasse. Ein schmaler, dunkler Pfad in einem Labyrinth aus Kisten, Kartons, Tüten und Säcken, in dem eine normalgewichtige Person gerade so stehen kann. Die Schlafmatte legt Bernhard in den Türrahmen am Übergang vom Wohnzimmer zur Küche. Da ist am meisten Platz – also gerade genug. Was Unordnung ist und was nicht, sagt Bernhard, liege oft im Auge des Betrachters.

Im Auge des Betrachters sieht Bernhards Wohnung aus wie ein zum Bersten vollgestopfter Kellerverschlag. Nur dass dieser Keller im achten Stock liegt, mit einem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

grandiosen Blick über Berlin, wäre da nicht so vieles, was die Sicht versperrt. Kleidung und Wäsche, Bücher und Zeitschriften, Gesellschaftsspiele und Elektrogeräte, leere Bilderrahmen, Werkzeuge, Schachteln, Dosen, Gläser. Auch im Bad ist bis auf die Wanne, in der er seinen Wäscheständer aufstellt, jeder Fleck belegt. Lange hat Bernhard geglaubt, dass er das Chaos im Griff hat. Irgendwann hat er erkannt, dass es umgekehrt ist.

Bernhard ist 63 Jahre alt, ein Mann von durchschnittlicher Statur mit breitem Kopf, längerem hellgrauen Haar und dunklen, buschigen Brauen. Er trägt Jeans und einen grauen Wollpullover über einem dunkelblauen Schalkragen, der frappierend gut zu seinen Augen passt. Dazu Socken in Sandalen. Seinen Nachnamen möchte Bernhard nicht in der Zeitung lesen.

Bernhard ist einer von geschätzt 1,8 Millionen Menschen in Deutschland, die unter dem Messie-Syndrom leiden. Andere gehen sogar von vier Millionen aus. Tendenz steigend. Den Begriff, in den Achtzigerjahren vom englischen Wort für Durcheinander, „mess“, geprägt, kennt inzwischen fast jeder. Klar definiert ist er nicht. Bernhard definiert ihn für sich so: Entscheidend ist, ob ich selbst mich überfordert fühle. Bernhard fühlt sich oft überfordert. Der Überblick ist ihm längst verloren gegangen. Neulich musste er eine neue Säge kaufen, weil er die alte nicht mehr fand. Immer wieder verlegt er Rechnungen und Mahnungen, versäumt Fristen, muss Strafgeld zahlen. Seine einzige Kommode bekommt er nicht mehr auf, weil kein Platz ist, die Schublade herauszuziehen.

Das Verteufelte ist: Weil die Diagnose so simpel ist – „du hast zu viel“ -, meinen die meisten, die Behandlung sei es auch. Als er erkannt hat, dass sein Leben ihm über den Kopf wächst, ist Bernhard zu einem Verhaltenstherapeuten gegangen. Der hat ihm geraten, jeden Tag einen Sack wegzuzwerfen. „Und, wie viele Säcke haben Sie schon entsorgt?“, hat der Therapeut ihn bei den Sitzungen zuallererst gefragt. Bernhard fühlte sich bedrängt, Bernhard fühlte sich nicht verstanden. Bernhard brach die Therapie ab.

Wertbeimessungsstörung – mit diesem Begriff umschreiben Psychologen das, was Bernhards Leben so kompliziert macht. Menschen wie ihm falle es schwer, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden. Ein Satz, den Bernhard häufig sagt, ist:

„Bevor du das wegwirfst, gib es mir.“ Deswegen besitzt er Bücher wie „Eine Liebe in Luxor“ oder „Das Horoskop“, die zu lesen ihn nicht reizt. Und einen Beutel randvoll mit Kräutertees, deren Haltbarkeitsdatum seit acht Jahren verstrichen ist – gerettet bei der Auflösung einer Reformhausfiliale. Bernhard wird sie nicht trinken. „Aber vielleicht will jemand anderes sie trinken“, sagt er. Also lagern sie auf der Fläche neben der Spüle, der einzigen, auf der man noch hätte arbeiten können, weil alles andere voll ist mit Vorräten und Geschirr.

Dass es immer mehr Menschen wie Bernhard gibt, meinen Soziologen, hat auch mit der Entwicklung unserer Gesellschaft zu tun. Einst besaßen die meisten Leute nur das Nötigste, und was sie hatten, wurde gepflegt und über Generationen weitergegeben. In der industrialisierten Welt aber wird das Angebot immer unerschöpflicher. Der moderne Mensch in einem hoch entwickelten Land versammelt in seinem Zuhause durchschnittlich 10 000 Einzelteile. Mancher eben ein paar mehr.

Die Gummikotze ist so ein Teil, das sich bei Bernhard findet. Das Kind einer Freundin hatte einmal viel Spaß damit, erinnert er sich. Damals war der Junge vier. Heute studiert er. Warum die Kotze jetzt hier bei ihm und gerade obenauf liegt, kann Bernhard nicht erklären. Die Kiste mit den leeren Streichholzschachteln? Hat er im Nachlass eines alten Mannes entdeckt. Den Strohhut von der Straße mitgebracht.

Wenn man so will, ist Bernhard ein Kämpfer wider die Wegwerfgesellschaft. Seine Wohnung ist ein Obdachlosenheim für Gegenstände. Da sind Dinge, die bewahrt er auf, weil sie aus guten Rohstoffen gemacht sind – die hölzernen Eisstiele etwa, die auf dem Fenstersims liegen. Auf einem Haufen gegenüber hat er Milchtüten gesammelt. In eine ist ein rechteckiges Loch geschnitten, drum herum sind unterschiedlich dicke Gummibänder gespannt. „Ich finde es faszinierend, dass man aus Milchtüten Musikinstrumente basteln kann“, sagt Bernhard und zupft an einem Band, sodass ein sanfter Ton erklingt. Wird er jetzt zwei Dutzend Instrumente basteln? „Natürlich nicht.“ Eigentlich wolle er aus den Packungen Portemonnaies machen, das könnte witzig aussehen. Ein ausgedienter Joghurtbecher taugt immer noch als Tuschbecher. Aber wer braucht schon 200 Tuschbecher?

Bernhards Maßstab ist nicht, ob er etwas brauchen kann. Bernhards Maßstab ist, dass etwas noch brauchbar ist.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bernhard ist in Berlin als ältestes von acht Geschwistern aufgewachsen. Nach der Schule konnte er nie sicher sein, dass die Dinge, die ihm lieb waren, sich noch an Ort und Stelle befanden. Manchmal hatte die Mutter etwas aussortiert, manchmal ein kleiner Bruder oder eine kleine Schwester etwas kaputt gemacht.

Seit Jahren überbieten sich Privatsender mit Reality-Shows wie „Einsatz in vier Wänden – Spezial“, „Raus aus dem Messie-Chaos – rein ins Leben“ oder „Achtung Messies! Deutschland räumt auf“. Die Protagonisten, sagt Bernhard, seien vermutlich gekauft. Da werden vollgestopfte Häuser gezeigt, die Bewohner im Hotel einquartiert, während Entrümpler containerweise ihr Zeug zur Mülldeponie karren. Hinterher malen Stylisten eine Wand bunt an und stellen dem Betroffenen eine Designercouch ins Wohnzimmer. Am Ende sind die Messies überglücklich, dankbar für diesen Neubeginn.

Ein echter Messie, weiß Bernhard, freut sich nicht, wenn jemand für ihn Ordnung schafft. Es gibt Messies, die nach Zwangsräumungen in die Psychiatrie eingeliefert werden. Andere bringen sich um.

Im Fernsehen wird das Messietum meist als Unterschichtenphänomen dargestellt. Problem von Alkoholikern, die in völlig vermüllten Wohnungen leben. Dramatische, bedauernswerte Schicksale, sagt Bernhard. Aber nicht Messietum im eigentlichen Sinn. Das Syndrom ist extrem vielschichtig, geht oft mit anderen Krankheiten wie Depression einher, versteckt sich auch hinter erfolgreichen Managerkarrieren. Im Familienzentrum am Mehringdamm in Berlin-Kreuzberg treffen sich wöchentlich Menschen aus allen gesellschaftlichen Milieus und Altersklassen. Die „Anonymen Messies“ haben Ortsgruppen in sämtlichen Großstädten und sechs Berliner Stadtteilen. Besucher sind nicht erwünscht. Bernhard ist der Einzige, der zu reden bereit ist.

Bernhard hat studiert. Erst Theologie – die ganz großen Fragen wollte er angehen. Was mache ich auf der Erde? Dann kommt er mit der kirchlichen Hierarchie nicht klar, vermisst echtes Gesprächsinteresse, wechselt zu Sozialpädagogik, kriegt das Studium nicht mit einer komplizierten Beziehung vereinbart. Ohne Abschluss jobbt er als Schwerbehindertenbetreuer und später, weil er mathematisch interessiert ist, als Programmierer. Zuletzt baut er eine Datenbank in einem Autohaus auf. Eine

Anschlussbeschäftigung findet sich nicht. „Wenn du da raus bist, bist du raus“, sagt Bernhard über die Branche. „Die stellen keinen mehr über 50 ein.“ Seit zehn Jahren lebt er von Hartz IV.

Messies bauen unnatürlich starke Beziehungen zu den Dingen auf, mit denen sie sich umgeben. Eine abrupte Trennung stürzt sie in eine Krise. Viele werden davon traumatisiert. Es ist wie in jeder Beziehung: Wenn sie zu Ende geht, muss das verarbeitet werden. Verschwindet ein geliebter Jemand, ist Trauerarbeit nötig.

Da ist diese dunkelgrüne Keramiktasse mit der Blumenmalerei. Bernhard hat immer daraus getrunken. Bis sie eines Tages eine Macke hat – eine gefährliche am Rand, man könnte sich die Lippe daran aufreißen. Also schmeißt Bernhard die Tasse weg. Auf einmal aber sind die Gewissensbisse da: Das hat die Tasse nicht verdient. Hat sie dir nicht jahrelang treue Dienste geleistet? Am Ende ist das Mitleid so groß, dass Bernhard die Tasse aus dem Müll holt.

Im Jahr 2013 ist Bernhard umgezogen. In ein Hochhaus unweit des Potsdamer Platzes, die Wohnung im achten Stock liegt mit 400 Euro gerade an der Grenze dessen, was das Amt zahlt. Er hat drei Zimmer in 40 Quadratmeter getauscht. Und seine Sachen mitgenommen.

Die Geschichte von Bernhards vorherigem Zuhause ist auch die Geschichte seiner einzigen großen Liebe zu einer Frau: Als Untermieter ist er 1989 in die Kreuzberger Wohnung eingezogen, bald wurden er und die Vermieterin ein Paar. Bernhard, für den das allgemeine Verständnis von Einrichtung und Gemütlichkeit da schon kein Maßstab mehr ist, behält sein Zimmer, nutzt zunehmend aber auch die anderen Räume mit. Irgendwann packt seine Partnerin ihre Koffer, mit der Begründung, sie brauche zusätzlichen Platz für ein Büro. Sie hat nicht gesagt: Du erdrückst mich. Aber Bernhard ist nicht entgangen: dass ihre neue Wohnung ausgesprochen ordentlich ist.

Die Ironie ist: Menschen, die einen Ordnung- und Reinlichkeitstick haben, in geradezu klinisch sauberen, penibel aufgeräumten Wohnungen leben, haben ähnliche Beweggründe wie Messies. Sie leiden unter einem übermäßig stark ausgeprägten Hang zum Perfektionismus. Tatsächlich finden sich in Bernhards Wohnung viele

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ordnungsansätze: Immer neue Ablagesysteme hat er entwickelt, Ordner, Schubler, Fächer angeschafft, Holzkästen mit Aufschriften wie „Bank“, „Adressen“, „Gesundheit“, „Rente“ versehen. Doch die Konsequenz, die passenden Dokumente einzusortieren, fehlt. Die neuralgischen Punkte der meisten Messiehaushalte betreffen alltägliche Dinge. Post, Zeitungen, Krimskrams. Für Bernhard macht es keinen Unterschied, ob zehn Prozent seiner Wohnung oder 99 Prozent unordentlich sind. In seinen Augen hat er in beiden Fällen versagt.

Genau genommen sammeln Messies weniger Dinge als Aufgaben. Bernhard kann seinen Ansprüchen nur hinterherhinken. „Aus Kerzenresten lassen sich prima neue Kerzen gießen – man macht es nur nicht“, sagt er. Da liegen die Wachsklumpen dann und kleben ihm auf dem Gewissen. Das gleiche Problem, das er mit seiner Wohnung hat, hat Bernhard auf der Zeitebene: Er halst sich mehr auf, als er bewältigen kann. Engagiert sich als Bürgerlotse in einem Nachbarschaftstreff, berät Migranten bei Amtsgängen, veranstaltet Computerkurse an Grundschulen, ist Sterbebegleiter, leitet einen Bibelkreis. Immer wieder, während er in seiner kleinen Küche sitzt und über sein überfrachtetes Leben spricht, klingelt sein Handy. Ob er diese oder jene Aufgabe übernehmen könne? Er verspricht: „Ich rufe zurück.“

Bernhard hat sich der Selbsthilfegruppe angeschlossen, weil er gehofft hat, dass andere, die erfahrener sind als er, ihm Wege aus der Unordnung zeigen können. In der Selbsthilfegruppe hat Bernhard Klaus kennengelernt. Klaus kommt jetzt regelmäßig zu Bernhard, um seinen PC zu nutzen. Sein Internetanschluss funktioniert nicht mehr.

In der Selbsthilfegruppe hat Bernhard Christiane kennengelernt. Christiane kommt zu Bernhard zum Baden. Zu Hause muss der Warmwasseranschluss repariert werden.

In der Selbsthilfegruppe hat Bernhard Doris kennengelernt. Doris wäscht ihre Wäsche bei Bernhard. Ihre eigene Maschine ist defekt.

Einen Installateur zu bestellen, den Schaden dem Vermieter zu melden, trauen sich viele Messies nicht. „Verwahrlosung“ ist in Deutschland der zweithäufigste Kündigungsgrund nach Mietschulden. Wo Sammelleidenschaft endet und Verwahrlosung beginnt, das freilich ist Auslegungssache. Theoretisch stellt eine

vollgestellte Wohnung kein Argument für eine Kündigung dar. Im Recht ist der Vermieter nur dann, wenn er Hygienemängel nachweisen kann. Doch viele Messies scheuen die Auseinandersetzung mit Hausverwaltungen und Hausmeistern. Geben lieber nach, statt weiter Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Wie lange er schon in der Selbsthilfegruppe ist? Bernhard überlegt. 15 Jahre. Haben diese Treffen ihn vorangebracht? Ja, sagt er, wenn auch nicht so, wie er erwartet hätte. „Ich schäme mich weniger.“

Wenn neue Mitglieder dazustoßen, warnt er sie gleich: Dies hier ist nicht der Kurs „So räume ich auf“. Er erklärt ihnen, dass Messietum keine Krankheit, sondern ein Symptom ist. Wer nur das Symptom beseitigt, verleugne sich selbst. Über die Jahre hat Bernhard viele Erkenntnisse gewonnen. „Man kann nicht gleichzeitig gut und authentisch sein.“ Oder: „Je mehr ich mich zwingen, Blockaden zu überwinden, desto stärker werden sie.“ Bernhard ermuntert die anderen, die spirituelle Seite am Messietum zu sehen: Messies leben bewusster als andere, haben eine überdurchschnittlich hohe Sensibilität. Ihm geht es nicht mehr darum, Platz zu schaffen. Ist die Seele aufgeräumt, glaubt er, kommt der Rest von allein.

Gibt es einen Gegenstand, der ihm besonders viel bedeutet? Nein, sagt Bernhard. Wenn alles abbrennte, damit könnte er umgehen. Nur aktiv wegwerfen, das geht nicht. Was geht: verschenken, sagt Bernhard. „Aber gezielt. Nur an Menschen, die etwas auch wirklich zu schätzen wissen.“ Wenn jemand käme und wollte die Sammlung von Eisstielen haben oder die Sammlung von Streichholzschachteln oder die Gummikotze – Bernhard gäbe sie ihm sofort.

Um alles in der Welt

Das Licht, die Wärme, die Stille – es soll sich wie vor der Geburt anfühlen. Die Kleinsten wiegen im Klinikum Neukölln gerade mal 300 Gramm. Frühchen Lennert kämpft sich seit drei Monaten auf der Intensivstation ins Leben. Ein Ort, an dem Wunder zum Beruf gehören

Von Deike Diening, Der Tagesspiegel, 10.06.2016

Gleich geradeaus schläft Lennert. In einem Zimmer mit drei Geräten namens „Giraffe“, am langen Hals die Monitore, im transparenten Maul liegt jeweils ein Kind, die Feuchte so eingestellt, dass die papierene Haut nicht austrocknet. Nahe dem Schwesternzimmer hat er seinen Platz, am Fuß eine rot leuchtende Diode, hier wird die Sauerstoffsättigung des Blutes gemessen, während sein Herzschlag und seine Atmung ohne Pause Kurven auf einen Monitor malen.

Ina Seiler drückt auf die Besucher klingel und im ersten Stock des Klinikums Neukölln klackt die Tür auf. Lennerts Mutter verstaut die Accessoires ihres weltlichen Lebens in einem Spind, dann betritt sie mit desinfizierten Händen einen Ort mit eigener, spezifischer Dichte.

Es ist still um ihren Sohn, denn Frühchen schreien eher kraftlos. Frühchen vertragen keinen Lärm, deshalb hängt im Flur ein Ohr, das mit rotem Licht anzeigt, wenn es zu laut wird. Die Apparate geben regelmäßige, von Geschulten zu interpretierende Geräusche ab. Es sind keine spitzen Geräusche, eher eine Art leises, stetiges Tuten.

Lennerts errechneter Geburtstermin ist noch Wochen hin. Doch zum 1. März, 27. Woche der Schwangerschaft, entschied man, es sei sicherer für das Kind, auf die Welt geholt zu werden. Seitdem ist sein Zuhause hier. Ina Seiler gleitet in den großen Stuhl neben dem Inkubator und nimmt sich mit Hilfe einer Schwester ihren

verkabelten Sohn. Hier sitzt sie nun täglich stundenlang mit ihm auf dem Bauch. Ruhe. Haut und Herzschlag. Nur dass Lennert jetzt auf der Außenseite liegt. Das Licht fällt gedämpft durch die orangefarbenen Vorhänge, sodass das ganze Zimmer in einem Rotstich erscheint, als würde man hinter geschlossenen Augenlidern in die Sonne gucken. Es ist die Farbe, die Bilder aus einem Uterus haben.

Auf der Station 62, der Intensivstation für Frühchen und schwer erkrankte Kinder im Vivantes Klinikum Neukölln, wird in vielerlei Hinsicht das Innerste nach außen gekehrt. Es ist mit 14 Plätzen eine der größten Stationen in Berlin. Von den etwa 8000 Frühgeborenen unter 1500 Gramm, die jedes Jahr in Deutschland geboren werden, liegen rund 100 in Neukölln. Bundesweit überleben bis zu 90 Prozent. Eltern dürfen immer kommen, Todesfälle sind nicht zu vermeiden. Und wenn man verstehen möchte, wie dieses Netz funktioniert, das sich wie ein festes Gewebe stützend um die Frühchen spannt, muss man sich ansehen, wie alle diese Menschen sich mit den kleinsten Handgriffen ergänzen.

Die ganze Station ist ja eine Art Simulation einer Gebärmutter, mit ihrem Licht, den gedämpften Geräuschen, dem Bemühen, eine ideale Umgebung herzustellen, damit passieren kann, was sonst im Mutterleib passiert. Damit die Lungen ausreifen, damit die Frühchen irgendwann ihre Temperatur regeln können. Die Schwestern achten auf Licht, Geräusche, Wärme, Luftfeuchte, Körperkontakt und Nahrung in der idealen Zusammensetzung. Sie prüfen Verdauung und Fieber und Atmung. Die Station pulsiert im Takt der Schichtwechsel, der Besuche durch die Eltern, der Ärzte, der Pflegenden, des Physiotherapeuten, der Psychologen. Wenn dieser Kosmos im Klinikum Neukölln eine eigene Blase ist, dann ist es eine Fruchtblase.

Menschen übernehmen die Funktionen des mütterlichen Körpers für Lennert. Winzigkeiten entscheiden. Die Schwestern wärmen das Wasser und die Nahrung in ihren Händen auf Körpertemperatur vor. Sie wiegen seine vollen Windeln zur Kontrolle - für das Eigengewicht der kleinsten Windel ziehen sie ganze vier Gramm wieder ab. Schon die Beschaffung der Kanülen und Windeln und Pflaster ist eine Herausforderung. Viele Firmen stellen medizinische Produkte in den benötigten Größen gar nicht her. Der Markt ist einfach zu klein. Aber das ist das geringste Problem.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Eine Frühgeburt ist eine narzisstische Kränkung“, sagt der Chefarzt der Neonatologie, Rainer Rossi, in seinem Büro im Erdgeschoss. Alle Bilder, die werdende Eltern von sich pflegten, brechen mit einem Mal weg. Es ist eine psychologische Erschütterung, von der sich eine Mutter-Kind-Beziehung, wenn man nicht darauf achtet, auch mal nicht mehr erholen kann. Diese Tatsache, und wie es gelingt, diese Beziehung wiederherzustellen, ist mindestens so ausschlaggebend für die Prognose eines Frühchens wie die hoch spezialisierten Apparate am Anfang.

Apparate, sagt Rossi, sind notwendig, aber nicht hinreichend. Alle Studien sagen, dass vor allem eine gelingende Beziehung die Prognose verbessert. Also muss der Fokus aller Beteiligten auf deren Gestaltung liegen. Rainer Rossi hält deshalb wenig von medizinischen Rekordjagden, die eine Lebensfähigkeit ab der 22. Woche beweisen, er muss nicht Kleinstfrühchen ab 300 Gramm um jeden Preis am Leben erhalten. Er will erreichen, dass Eltern ihre Ohnmacht überwinden. Eltern, denen es schon schwerfällt, die Apparate auszublenden und in dem von der Beatmung geschüttelten Etwas ihr Kind zu sehen. Wie soll man fühlen, dass man selbst die Mutter ist? Wie soll eine Bindung entstehen, wenn man für alles Ärzte fragen muss? Wie sollen Eltern glauben, dass sie eine Rolle spielen? Sauerstoffsättigung ist am Anfang das Wichtigste - aber als Nahrung nicht ausreichend.

Recht früh war klar, dass das Kind von Ina Seiler im Mutterleib unterversorgt wird, Plazentainsuffizienz. Sie und ihr Mann mussten entscheiden, ob sie die Schwangerschaft abbrechen. Das wollten sie nicht, ihr Mann war immer zuversichtlich. Aber seitdem gibt es keine Pläne mehr, nichts Verbindliches, nur noch das Leben von einem Tag auf den anderen. Bei Stress vertikutiert er den Rasen.

Ina Seiler fährt am Wochenende mit dem leisen Tuten und Piepsen der Station im Ohr nach Hause, und dort geht das Geräusch lange nicht weg. Bis sie morgens wieder die Station betritt, mit gemischten Gefühlen, denn bisher ist es immer nur nachts passiert, dass es Lennert ganz plötzlich wieder schlechter ging.

Ina Seiler, 33, Mutter eines Dreijährigen und jetzt auch eines Frühchens, hat am meisten Angst vor einer Hirnblutung oder einem Keim. Es kommt der Keim und mit ihm die Lungenentzündung. Drei Tage weiß man nicht, ob Lennert durchkommt, er muss wieder voll beatmet werden. Die Mutter lässt zur Sicherheit nachts das Licht an:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lennert, beschwört sie ihn, glaub mir, es ist Tag, nicht Nacht. Nur nachts passieren schlimme Dinge.

Fohlen kommen auf die Welt, stehen auf und laufen. Fische schwimmen los. Nur Menschenkinder werden eigentlich zu früh geboren. Das sagt man über Babys, die volle neun Monate im Bauch verbringen konnten, weil sie noch so lange abhängig bleiben. Was aber ist mit denen, die noch früher kommen?

Mikosch Wilke, Oberarzt, kaut kurz im Schwesternzimmer eine Art Frühstück. Am Anfang steht oft eine Entscheidung: Behandeln oder Sterbebegleitung? In den letzten Jahren hat sich das Fach rasant entwickelt, aber manchmal ist es besser, den Eltern klarzumachen, dass ein Leben nur mit schweren Schäden möglich ist.

Es ist noch nicht so lange her, da ließ man Kinder unter 1500 Gramm sterben. Heute wiegen die kleinsten Frühchen 300 Gramm. Zugleich werden sie mit viel weniger sensorischen Störungen entlassen als früher. Wilke sagt, man dürfe trotzdem nicht naiv sein. Er weiß, dass seiner Fachrichtung einerseits eine Art Wunderglaube entgegengebracht wird, andererseits der Vorwurf kursiert, zu viele Behinderte zu produzieren. Einen genauen Verlauf kann niemand vorhersehen.

Das Gesetz legt fest: Eine Person ist nach dem deutschen Personenstandsgesetz, wer mindestens 500 Gramm wiegt oder aber lebt. Eine Person lebt, wenn sie atmet, ihr Herz schlug oder die Nabelschnur pulsierte. Als Martina Friedrich, die heute die Pflege leitet, hier 1974 anfing, haben die Eltern die früh geborenen Kinder nur hinter Glasscheiben gesehen. Es war die Zeit, als es noch keinen Ultraschall gab und Eltern nie wussten, ob sie ein Mädchen oder einen Jungen bekommen. Man ahnte auch nicht, dass Sauerstoff ein aggressives, zellzerstörendes Gas ist, sagt sie. Wenn man es Frühchen in fast 100-prozentiger Konzentration gibt, wie für Erwachsene, zerstört es die kleine Lunge, die dann vernarbt. Das Ausmaß der Schäden, die man den Kindern durch die Behandlung zugefügt hat, wurde über die vergangenen Jahre erst klar. „Man wusste es nicht besser.“

„Und ist Ihnen einmal aufgefallen, wie oft wir Kriegssprache verwenden?“, fragt Martina Friedrich. Man kann auf vielen Ebenen eine sanftere Umgebung schaffen. Sie erinnern sich gegenseitig daran, dass sie nicht sagen sollten, es sehe irgendwo aus wie

auf einem Schlachtfeld oder irgendetwas mache sie wahnsinnig. Die Härten der Berliner Gegenwart haben die Mütter ohnehin im Rücken. Da sind ja auch Flüchtlingsfrauen ohne Wohnung, Drogenkranke, Migrantenfamilien, die die Sprache nicht verstehen.

Und doch haben alle auf der Station 62 schon einmal Wunder gesehen. Alle haben von der Frau gehört, die mit 43 Jahren schwanger wurde und eine Frühgeburt hatte, nach Einschätzung aller Beteiligten so unreif, dass sie sich nach eingehender Beratung für eine Sterbebegleitung entschied. Sie legte sich das Baby auf die Brust, um Abschied zu nehmen. Die Zeit verging. Nach vier Stunden lebte das Kind noch immer. Es wurde sogar aktiver, dort bei ihr. Aha, du willst also leben, sagte die Mutter. Und so sollte es sein. Das Mädchen ist heute fünf und kommt öfter zu Besuch.

Station 62 ist eine ständige Reifeprüfung, nicht nur für die Kinder. Auch die Eltern reifen in dieser Zeit. Man weiß zum Beispiel, dass ausgerechnet Frühgeburten häufiger misshandelt werden. Die Kinder schreien mehr - und die Eltern sind gestresster. Belasteter, unsicherer. Darauf bereiten sie die Eltern vor. Nur wer Risiken kennt, kann sich wappnen. Und deshalb haben sie hier die „Elternschule“ eingerichtet, wo Mütter und Väter lernen: Schon Streicheln verletzt die dünne Haut, am besten ist es, den Körper großflächig mit der ganzen Hand zu begrenzen. Marmorierete Haut deutet auf Stress oder Kälte hin.

Wie ein erschlaffender Fallschirm senkt sich nun die Hand des Physiotherapeuten auf der Station 62 über einen winzigen Körper und hüllt ihn fast komplett ein. Die Hand übt leisen Druck auf den Brustkorb aus beim Ausatmen und löst ihn beim Einatmen. Indem Ingo von Deest, Physiotherapeut, den Atemrhythmus des Kindes aufnimmt, unterstützt er seine Atmung. 25 Jahre Erfahrung stecken in den Bewegungen seiner Hand. Er spürt, dass die Kinder spüren, dass er da ist. Dass sie ihn wiedererkennen.

Früher wurden die kleinsten Patienten fast alle mit Wahrnehmungsstörungen entlassen, sagt von Deest. Das ist heute nicht mehr so. „Vernetzungen im Gehirn entstehen durch Antworten.“ Babys brauchen den Widerstand von einem Gegenüber, von Haut, Körperkontakt, das weiß man nun. Babys müssen merken, dass eine Bewegung etwas auslöst. Um das zu spüren, müssen sie mit ihrem Mund ihre eigene

Hand erkunden. Sie müssen den eigenen Körper erleben, die Schwerkraft, und auf dem Körper der Eltern „känguruhen“.

Er würde den Eltern gerne etwas von seiner Erfahrung abgeben, ihnen die Hemmungen nehmen, ihr Fremdes, Winziges zu berühren. Es aufzunehmen, zu wenden. Es gibt Eltern, die wollen erst gar keinen Kontakt aufbauen, weil sie sich so vor einem möglichen Verlust fürchten.

Singen Sie doch etwas, schlägt eine Schwester Ina Seiler vor. Ich bin nicht so die, die singt, sagt Seiler. Es erscheint ja auch komisch, inmitten dieser Apparate zu singen, in Anwesenheit anderer Eltern. Privatsphäre kann es kaum geben. Ina Seiler berichtet ihrem Kind stattdessen von seinem großen Bruder, der jetzt zu Hause mit den Großeltern ist und mit seinen drei Jahren schon auf den kleinen Bruder wartet. Wenn er doch nur noch ein bisschen wachsen würde.

Abends geht Ina Seiler zurück ins „Elternhotel“. Nur sie, das Tagebuch, der Wecker und die Milchpumpe, die alle drei Stunden für Lennert läuft, der die abgepumpte Milch später über eine Magensonde bekommt. Fünf Minuten sind es von der Station durch den Klinikpark, inzwischen steht er voll in Blüte. An ihrem Fenster steht in einem Wassereimer der Ast einer Korkenzieherweide für ihren Garten. Arbeitsauftrag: Wurzeln schlagen.

Seit drei Monaten schläft Ina Seiler in diesem Zimmer, und sie ist froh, so nah bei Lennert sein zu können. Trotzdem ist sie hier so alleine wie lange nicht mehr. Jeden Abend skypt sie mit Mann und Sohn. Ich bin, sagt sie, normalerweise nicht der Typ, der einen Wecker überhört. Aber hier sei sie auf eine so gründliche Art müde, dass ihr das schon ein paarmal passiert ist. Am nächsten Morgen ist sie wieder um 8.30 auf der Station, wickeln und kuscheln bis 13 Uhr, Mittagspause, nachmittags kommt sie wieder. Sie hat Bekanntschaften im Pumpzimmer geschlossen und ist froh darüber, mit einem anderen Elternpaar gelegentlich eine Pizza essen zu gehen.

Für viele Eltern, sagt die Psychologin Ines Schwager-Engelbrecht, ist nichts mehr planbar. Der Zustand des Kindes schwankt, die Eltern pendeln zwischen Freude und Todesangst, sie tasten sich von Tag zu Tag, „wie auf einer Hängebrücke, die zu reißen droht“.

Und es ist nicht zu verhindern, dass sie manchmal reißt.

Kann man mit dem Sterben jemals Übung haben? Vielleicht keine Übung, aber eine Absicht. Wer mitentscheiden kann, ist nicht völlig ausgeliefert. „Wie wollen Sie den Abschied gestalten?“, fragt die Psychologin. Denn was die Eltern mit dem Kind jetzt noch tun, muss für ein ganzes Leben reichen. Die Literatur empfiehlt, Erinnerungen zu schaffen. Etwa das Abschneiden einer Haarlocke, „falls vorhanden“.

Was für einen schrecklichen Beruf sie habe, sagen Bekannte oft zu Schwester Katja Marx. Dieses Elend! „Welches Elend?“, fragt Katja Marx. Wo es doch um das Leben geht, erste Aufgabe: die Hoffnung zu schüren. Seit zehn Jahren unterstützt sie jeden Tag das Leben. Sie liebt die ersten Male: das erste Baden, die 1000-Gramm-Hürde, ab der die meisten schnell zunehmen. Und am Ende die Dankbarkeit, wenn die Eltern mit einem lebenden Kind nach Hause gehen. Und woher soll das Strahlen auf Marx jungem Gesicht sonst kommen, während sie dies erzählt, als von der Tatsache, dass wahr ist, was sie sagt?

Klingel, Spinde, Desinfektion. Leises Piepen, Ende Mai. Ina Seiler muss es nach drei Monaten ein Zuhause nennen. Alle drei Wochen wiederholt sich in der Cafeteria das Essen. Zum vierten Mal hat Ina Seiler den Zyklus durch. Lennert liegt jetzt weiter entfernt vom Schwesternzimmer, dort, wo die stabileren Patienten sind. Er wiegt 1700 Gramm.

„Na, hat Ingo wieder gezaubert?“, fragt Ina Seiler die Schwester. Trixi lächelt. Ja, Ingo ist da gewesen mit seinen schützenden Fallschirmhänden. Entspannt liegt Lennert da, Sauerstoff super, und gerät in Bewegung, als er die Stimme seiner Mutter hört. Sie hat ihm ein Mobile über den Kasten gehängt, einen ständigen Deckel braucht er nicht mehr. Seit sie in seinem Gesicht Ausdrücke entdeckt hat, die seinem Bruder ähneln, nämlich genau dann, wenn Lennert seine immer noch ziemlich kleine Windel bestückt, zeigt er sich als einer aus ihrer Familie. Jetzt reckt er sich und spreizt die Hände. Wie groß er geworden ist in den letzten Monaten! Es sind noch sechs Tage bis zu seinem Geburtstermin.

Rohe Weihnachten

Eine Grüne spricht in der Bürgerschaft über Flüchtlinge. Auszüge der Reden im Netz. Was dann folgt, spottet eigentlich jeder Beschreibung

Von Oliver Hollenstein, DIE ZEIT, Hamburg, Teil, 23.12.2015

Es war eine Floskel. Ein unbedeutender Satz in einer unbedeutenden Rede einer verhältnismäßig unbedeutenden Lokalpolitikerin.

»Das ist gut so.«

Doch dieser Satz hat das Leben von Stefanie von Berg, Bürgerschaftsabgeordnete der Grünen, verändert.

Dirk aus Wittenberg findet nun, man solle ihr »mit ner Schrotflinte in die Fresse schießen«. Richard aus den USA schreibt, er habe sich Satellitenbilder ihres Hauses angeschaut, er sei ein böser Junge und komme demnächst einmal nach Hamburg. Und Jürgen aus dem Münsterland wünscht ihr zu Weihnachten »von ganzem Herzen« eine Vergewaltigung.

Wie es so weit kommen konnte?

Am Mittwoch, dem 11. November, kurz nach 18 Uhr, tritt Stefanie von Berg ans Rednerpult der Bürgerschaft. Es ist eine dieser Debatten, derentwegen der Bürgerschaft so oft Langeweile vorgeworfen wird. Schon zum zweiten Mal geht es an diesem Tag um Schulunterricht für Flüchtlingskinder. Von Berg, 51 Jahre alt, ist schulpolitische Sprecherin der Grünen, ein mäßig dankbarer Job, der vor allem darin besteht, die vom Koalitionspartner SPD geführte Schulbehörde gegen Kritik der Opposition zu verteidigen.

»Frau Präsidentin, meine Damen und Herren, unsere Gesellschaft wird sich ändern, unsere Stadt wird sich radikal verändern«, beginnt von Berg. »Ich bin der Auffassung, dass wir in 20, 30 Jahren gar keine ethnischen Mehrheiten mehr haben in

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

unserer Stadt.« Sie stolpert durch eine Passage, die wohl sagen soll, dass die Stadt von der Vielfalt profitieren werde. Und dann kommt jener unbedachte Satz, jene spontane Reaktion auf einen Zwischenruf, die alles veränderte: »Und ich sage Ihnen ganz deutlich, gerade hier in Richtung rechts: Das ist gut so.«

Ein Abgeordneter klatscht. Dann erklärt von Berg, dass Bildung der Schlüssel zur Integration der Flüchtlinge sei, und vertieft sich in die Details des CDU-Antrags.

Knapp sechs Wochen später haben sich mehr als 200 000 Menschen im Internet ein Video angeschaut, auf dem der Beginn dieser Rede zu sehen ist. Mehr als 5000 Internetnutzer haben das Video kommentiert. Sie wüten gegen Flüchtlinge, gegen die Politik, gegen das ganze angeblich verkommene System.

Zum Fest der Liebe ist dies eine Geschichte vom Hass. Sie erzählt von selbst ernannten Christen, die anderen den Tod wünschen. Sie erzählt von einer Partei, die Feindbilder im Netz aufbauscht. Und von einer Politikerin, die versucht, sich nicht einschüchtern zu lassen.

Ganz rechts in der ersten Reihe der Bürgerschaft sitzt während der Rede Jörn Kruse, Fraktionsvorsitzender der AfD. Er ärgert sich. Kruse findet es ungeheuerlich, zu sagen, die Deutschen könnten bald nicht mehr die Mehrheit sein in Hamburg. Auch wenn er später einräumt, dass die Prognose nicht vollkommen abwegig ist: Schon heute haben auf der Veddel, in Billbrook oder Wilhelmsburg mehr als die Hälfte der Anwohner einen Migrationshintergrund, genauso wie fast 45 Prozent der Hamburger Grundschüler. Das muss man nicht »gut so« finden – aber man muss erst einmal die Fakten akzeptieren.

Nach der Sitzung habe er mit Kollegen aus der Fraktion über die Rede diskutiert, sagt Kruse, mehrere seien sehr aufgebracht gewesen. Neun Tage später, am Freitag, dem 20. November, stellt die AfD um 8.56 Uhr ein Video mit dem Titel Grünen-Politikerin lässt die Maske fallen auf ihre Facebook-Seite. Es zeigt einen Ausschnitt aus von Bergs Rede.

Darunter steht: »Das politische Ziel der Grünen: Es soll keine deutsche Bevölkerungsmehrheit mehr geben.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die AfD deutet die Rede semantisch um. Von Berg sagte, es werde passieren, und das sei gut so. Die AfD macht draus: Es solle passieren. Eine Prognose und deren Bewertung wird zum politischen Ziel. Und die Enthüllung dieses Ziels, so suggeriert die AfD, finde sich in dem Video. Man kann das »gut verkauft« nennen – oder perfide verdreht. AfD-Fraktionschef Kruse sagt, über die Überschrift könne man vielleicht streiten, den Rest des Beitrags halte er für durch die Rede gedeckt.

Wer das Video ins Netz gestellt hat? Das wisse er nicht. Das müsse einer der IT-Experten der Fraktion gewesen sein.

Die meisten Videos auf der AfD-Seite erreichen nicht viele Menschen. In der Regel werden sie nicht mehr als 300-mal angeschaut und von gerade einmal einem Dutzend Personen kommentiert.

Der Beitrag mit Frau von Berg wurde bisher mehr als 500-mal so oft geschaut, kommentiert oder geteilt.

Kruse sagt, er sei davon selbst überrascht. »Ich schaue mir den Facebook-Kram ehrlich gesagt nicht mehr an, das meiste dort ist prolliges Zeug.« Aber der IT-Berater seiner Fraktion könne bestimmt helfen, sagt er. Der Berater ist ein Mann, der früher in der rechtsextremen DVU war und regelmäßig für die rechte Wochenzeitung Junge Freiheit schreibt. Auf eine Anfrage der ZEIT antwortet er nicht.

Allerdings lässt sich auch ohne seine Hilfe erzählen, wie schnell das Video im Netz ein Erfolg wurde. Etwa 15 Minuten nach der Veröffentlichung teilt der AfD-Abgeordnete Alexander Wolf das Video, er gilt als Rechtsaußen seiner Fraktion. Am Nachmittag sieht der Pressesprecher der Grünen-Fraktion den Post, rät von Berg, erst einmal nicht zu reagieren. Drei Tage später, am Montag, dem 23. November, entdeckt von Bergs Referentin den Eintrag auf Facebook. Darunter stehen mehr als 500 Kommentare, in vielen wird mit körperlicher oder sexueller Gewalt gedroht.

»Gut wäre ... Erlösung durch Genickschuss für diese Frau«, hatte ein Nutzer geschrieben.

»Kann die mal einer zum Tierarzt schicken? Einschläfern kostet ja nicht Unsummen!«, ein anderer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Hoffentlich wird sie heute Nachmittag noch vom Bus überfahren oder vom Blitz getroffen«, ein dritter.

Von Berg schreibt an Jörn Kruse. Der lässt Dutzende Kommentare löschen.

An diesem Montag im November rufen fremde Menschen bei Stefanie von Berg auf dem Handy an, zu Hause wird ihr Sohn am Telefon beschimpft. Fremde Männer schreiben ihr Mails, sie wüssten, wo sie wohne. Von Berg schaut sich die Hasskommentare auf Facebook an. Doch lange hält sie nicht durch. »Die Morddrohungen haben mich am Anfang erschreckt«, sagt sie. »Aber nachhaltig verletzend finde ich die vielen, vielen sexuellen Bemerkungen: Ich sei lesbisch, unternötig, müsse mal richtig vergewaltigt werden – das hat mich schockiert.«

In der rechten Szene wird der Link weitergereicht. Am 27. November stellt jemand das Video mit englischen Untertiteln ins Netz. Nun kommen Kommentare und Mails aus den USA. Am 30. November montiert ein rechtes Blog den Satz »Es ist gut so, daß wir Deutschen bald in der Minderheit sind« auf ein Foto von Stefanie von Berg. Das Bild verbreitet sich rasant. Kaum jemand scheint zu merken, dass der Satz so gar nicht gefallen ist. Am 1. Dezember wirbt schließlich das bekannte rechte Blog Politically Incorrect für das Video.

Linke Politikerin wolle Völkermord am eigenen Volk begehen, steht nun tausendfach im Netz – auf Deutsch, Englisch, Französisch, Polnisch und Norwegisch. Endlich spreche es eine Politikerin offen aus.

Das Vorhaben der AfD, eine große »Enthüllung« zu liefern, hat offenbar funktioniert.

Am 30. November schreibt Jürgen J., ein Unternehmer aus einer Kleinstadt im Münsterland, eine Mail an Stefanie von Berg, die er auch auf seiner Facebook-Seite veröffentlicht. Er sei als Sohn eines ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen und einer Russin als Zwölfjähriger nach Deutschland gekommen. Niemals habe er sich vorstellen können, dass »dieses, mein Land, eines Tages so krank sein wird«.

Von Menschen wie von Berg würde das Land schlechtgeredet. »Ich werde in ein paar Tagen 65 Jahre alt und fürchtete, ich hätte keine lohnenswerte Aufgabe mehr. Ich danke Ihnen dafür, mir ein neues Lebensziel geschenkt zu haben, mit aller Kraft und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mit allen Mitteln für dieses Land gegen Menschen wie SIE, für die Zukunft dieser deutschen Nation zu kämpfen, solange ich atme!«

Und dann schreibt Jürgen J., dass er der Abgeordneten etwas zu Weihnachten wünsche. »Sie mögen an irgendeinem Abend, beim Spaziergang mit Ihrem Hund (falls Sie einen haben) oder auf dem Weg von einer Sitzung im Rat oder einfach von da nach dort, von einem Muslim überfallen und vergewaltigt werden. (...) Das, liebe, verehrte Frau von Berg, wünsche ich Ihnen vom ganzen Herzen zu diesem Feste!«

Woher kommt bei einem Mann wie Jürgen J. der Hass?

Auf Kontaktversuche reagiert er nicht. Einiges lässt sich allerdings aus seiner Facebook-Seite schließen. Mehr als ein Dutzend Artikel teilt und kommentiert er jeden Tag. Er verbreitet Berichte über die Verfehlungen von Politikern und die Kriminalität von Ausländern, besonders von Muslimen. Über das Bild einer vollbusigen Frau schreibt er: »Wenn Gott, der alte Fehlplaner, die Burka gewollt hätte, hätte er EVA nicht nackt erschaffen ...!« Aus seinen Kommentaren lässt sich erahnen: Die Politik im Allgemeinen und Angela Merkel im Speziellen hält er für unfähig, sich selbst und seine Bekannten für »das Volk«.

Wer durch die Profile dieses »Volks« klickt, driftet in eine Parallelwelt. Es sind Bürger, die gegen den Staat und seine Institutionen wettern. Sie drohen mit Gewalt, mit Vergewaltigung, mit Mord. Einig sind sie sich in einem: Mit der Flüchtlingspolitik haben sich die Eliten endgültig gegen das eigene Volk verschworen.

Stefanie von Berg ist ihre Kronzeugin: Seht her! Endlich sagen die Politiker, was sie wirklich wollen! Sie wird zur Chiffre für alle Menschen, gegen die man sich wehren muss.

Die Hasser sehen sich im Kampf.

Neu ist, dass sie sich dabei nicht mehr hinter Pseudonymen verbergen. Von den Gewaltaufforderungen führen wenige Klicks zu Bildern von Kindern oder Enkeln oder zu Urlaubsschnappschüssen. Ein Jürgen H. hat viele Fotos von seiner Frau und seinem Sohn auf Facebook. Das Video mit Stefanie von Berg hat der 71-Jährige Mitte Dezember mit den Worten kommentiert: »- - - und wenn sie in Kürze im Winde schaukeln – dann sage ich: ›DAS IST GUT SO!«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Jürgen H. erklärt sich bereit, mit der ZEIT zu chatten. Er habe in der DDR im Stasi-Knast gesessen, erzählt er. Später habe er CDU gewählt. Heute lebe er auf den Philippinen, 80 Prozent Christen gebe es dort, deswegen sei das Zusammenleben sehr friedlich. Er habe eine Filipina geheiratet. Spätestens zur Einschulung seines anderthalbjährigen Sohnes wolle er aber zurück nach Deutschland.

Doch leider, schreibt er freundlich weiter, werde in Deutschland gerade die Zukunft seines Sohnes zerstört. Das Land habe sich zu einer Diktatur entwickelt. Woran er das festmacht? »Das ›Verbrechen‹ unserer Volksvertreter ist die totale Öffnung der Grenzen.« Merkel lehne einen Volksentscheid über die Flüchtlinge ab, obwohl das laut Umfragen eine Mehrheit der Deutschen wolle, schreibt Jürgen H. – damit sei Deutschland eine Diktatur.

Die meisten der Hasskommentatoren halten sich für Vertreter der Mehrheitsmeinung; die immer gleichen Kommentare, die ihnen der Facebook-Algorithmus präsentiert, und die Umfragen, die Skepsis vor Flüchtlingen bei einer Mehrheit der Deutschen zeigen, erzeugen für sie eine Welt, in der sich Deutschland schnell von Politik und Medien befreien muss. Jürgen H. plädiert für eine »gnadenlose – archaische Lösung«. Ihm falle nichts anderes ein, »als den harten Kern, der Deutschland in diese Lage gebracht hat, so zu eliminieren – bis hin zur Tötung –, dass sie keinen Schaden mehr anrichten können«. Das sei eine harte Lösung, aber die einzig mögliche.

Zum Abschied wünscht er ein frohes Weihnachtsfest und schickt noch ein Bild seines Sohnes mit Nikolauskostüm. »Ansonsten bin ich (wahrscheinlich) ein guter Ehemann und liebevoller Vater«, schreibt er. »Ohne Hakenkreuze überm Bett und auch keine Reichskriegsflagge überm Sofa.«

AfD-Fraktionschef Jörn Kruse ist der Hass merklich unangenehm. »Ich kann leider nicht ausschließen, dass einige dieser Kommentatoren auch in meiner Partei sind«, sagt er, er kenne solche Beleidigungen auch persönlich. »Bei den Hasskommentaren frage ich mich: Haben die Leute nichts Besseres zu tun? Haben die Leute keinen Anstand?« Menschlich tue ihm Stefanie von Berg sehr leid. »Ich habe mich sofort bei ihr entschuldigt.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Für Stefanie von Berg zählt das wenig. Sie glaubt, dass die AfD mit dem Post bewusst diffamieren wollte. »Ich habe ein bisschen gebraucht, um zu verstehen, dass es dabei nicht um mich geht«, sagt sie. Ziel dieser Menschen sei es, Andersdenkende mundtot zu machen. »Offenbar kommen die Rechten aus ihren Löchern. Wir müssen jetzt erst recht aufstehen und uns dagegen wehren – das sollten wir aus der Geschichte gelernt haben.«

Von Berg will sich nicht einschüchtern lassen, bloß kein Opfer sein. Das ist es ja, was ihre neuen Feinde wollen. Sie hat Anzeige gegen acht der schlimmsten Kommentatoren gestellt. Die Kontrolle behalten, darum geht es ihr. Aber natürlich hat sie ein mulmiges Gefühl. Ihre Adresse hat sie aus dem Telefonbuch löschen lassen und alle Telefonnummern aus dem Netz genommen. Sie will keine Grüße mehr vom familiären Weihnachtsbaum auf Facebook posten, kein Urlaubsfoto vom Strand. Sie sagt: »Ich werde mich trotzdem nicht verstecken. Jetzt sage ich erst recht: Das ist gut so.«

Auch Stefanie von Berg ist jetzt im Kampf.

Ein viel zu kurzes Leben

40 Millionen männliche Küken werden jedes Jahr als Abfallprodukt der Eierindustrie aussortiert und getötet. Das muss nicht sein.

Von Christine Keck, Stuttgarter Zeitung, 19.12.2015

Ein einziges Mal fliegen die Küken, bevor sie sterben. Sie wirbeln im goldwarmen Licht der 200-Watt-Birne durch die Luft, kopfüber, ein Salto hinein in die Plastikbox für die Todgeweihten. Über das Schicksal der frisch Geschlüpften entscheidet Sun-Hyun Bae, ein gebürtiger Südkoreaner mit grüner Hygienehaube auf dem Kopf und der Fingerfertigkeit eines Jongleurs.

Er spreizt zwischen Daumen und Zeigefinger behutsam die Schwungfedern, begutachtet ihre Form. „Gebogen heißt Henne, eine gerade und kurze Linie, das sind die Hähne“, erklärt Bae und hantiert mit beiden Händen gleichzeitig. Fast im Sekundentakt landen die Küken im hohen Bogen links in der Box oder rechts. Die Mädels haben eine Zukunft in der Eierproduktion, die Jungs kommen noch am gleichen Tag in der ausrangierten Gefriertruhe ins Gas, sie werden erst betäubt, dann erstickt.

Sun-Hyun Bae, der viel lacht und von den 65 Jahren seines Lebens 40 in einem Beruf verbracht hat, den kaum einer kennt, ist Hühnersexer. Er bestimmt in deutschen Legehennen-Brütereien das Geschlecht der Tiere und sitzt an diesem Dezembermorgen im schwäbischen Eppingen bei Heilbronn vor einer neuen Ladung Fiepsküken. Früher hat er ihnen in die Kloake geschaut, das ist die Öffnung für die Verdauung und die Fortpflanzung. Dank neuer Züchtungen braucht er ihnen nur noch ins Gefieder fassen. „Das geht viel schneller, ich schaffe bis zu 3000 Küken pro Stunde“, erklärt der Mann im weißen Kittel, der pro Stück bezahlt wird. Er streckt den Rücken durch, sitzt aufrecht. Trotz der vier Kissen unterm Po und dem schwarzen Gurt in Taekwando tut das Kreuz immer mal wieder weh.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die deutsche Geflügelwirtschaft ist auf Akkordarbeiter wie Herrn Bae und seine Kollegen angewiesen, um so profitabel wie möglich zu sein. Das Sexen ist fest in asiatischer Hand, kleine Trupps ziehen von Brüterei zu Brüterei und sortieren die männlichen Küken der Legelinie aus. Sie passen nicht ins hochindustrialisierte System, sie kämpfen sich als Störfaktor aus der Schale, beenden ihr kurzes Leben als Wegwerfware. Für die Mast sind sie ungeeignet, weil sie zu langsam Fleisch ansetzen und ihre Aufzucht viel teurer wäre als die der schnell wachsenden Turbohähnchen, die in fünf Wochen schlachtfertig sind und zwei, drei Kilo wiegen. So werden jedes Jahr in Deutschland rund 40 Millionen Küken, kurz nachdem sie geschlüpft sind, aussortiert und getötet – sowohl im konventionellen als auch im Biobereich. Eine grausame Praxis, von der viele Verbraucher nichts wissen.

Die Politik will das stoppen. „Mein Ziel ist, dass das Kükenschreddern 2017 aufhört“ hat sich Bundeslandwirtschaftsminister Christian Schmidt vorgenommen und reichlich Fördergelder lockergemacht, damit das Geschlecht des Kükens schon im Ei bestimmt werden kann. An der Universität Leipzig wird daran geforscht, doch noch ist die Methode nicht praxisreif und der Zeitplan des CSU-Ministers äußerst ambitioniert. Wesentlich rigorosier ging Johannes Remmel, der grüne Landwirtschaftsminister von Nordrhein-Westfalen, die Sache an. „Tiere sind keine Abfallprodukte landwirtschaftlicher Produktionsprozesse“, kritisierte er und wollte als erstes Bundesland den Brütereien das massenhafte Töten von Eintagsküken verbieten. Ein gut gemeinter, aber vergeblicher Vorstoß. Die Brütereien klagten und bekamen vom Verwaltungsgericht Minden recht. Nun versucht es Remmel über den Bundesrat. Auf sein Drängen hin wurde im September in der Länderkammer ein Gesetzentwurf verabschiedet, der in den Bundestag eingebracht werden soll und auf eine Änderung im Grundgesetz zielt. Dort soll das Töten von Tieren aus rein ökonomischen Gründen untersagt werden.

Das mit dem Gas mache keiner gerne, gibt Werner Hockenberger, der Chef der kleinen Eppinger Brüterei, unumwunden zu. Er wäre froh, wenn es anders ginge. Immerhin werde jedes getötete Tier gebraucht, versichert er – als Futter für Greifvögel oder Reptilien. „Da gibt es bundesweit zwei, drei Großhändler, die die tiefgefrorenen Küken sattelzugweise vermarkten.“ Den Betrieb, eine unauffällige Halle in einem

Industriegebiet, haben seine Eltern gegründet. Das Geschäft mit den Eiern kennt der 57-jährige Familienvater mit dem gemütlichen Backenbart von seiner Jugend an und hat kein Problem mit Kameras und neugierigen Fragen zu den Abläufen in seiner Firma.

Vor einigen Jahren hat er auf Bio umgestellt, „als Erster in Deutschland“, wie er stolz erzählt. Er bekommt Eier aus Höfen am Niederrhein und in Ostwestfalen geliefert, die dann bei ihm ausgebrütet werden. „Hier ist die Glucke“, zeigt er auf einen raumhohen roten Schrank, die Vorbrutmaschine, in der alles vollautomatisch läuft. Das stündliche Kippen der Eier, damit der Embryo nicht anklebt. Das An und Aus der Lichtschlangen, auch die Henne verlässt gelegentlich ihr Ei, um zu fressen, dann wird es hell im Nest.

Es ist Schlupftag, ein gelbes Gewusel und Gepiepse in den Plastikkästen, wie flauschige Teppiche liegen die Kleinen da, dazwischen Schalen und Federn. „Das ist ihr erstes Tageslicht“, sagt Hockenberger und holt eine Charge Küken aus dem wohltemperierten Brutkasten. Die Hälfte von ihnen wird noch an diesem Morgen von Herrn Bae aussortiert. „Es gibt eine gute Lösung, um das Töten zu stoppen“, sagt Hockenberger wenig später bei einer Tasse Kaffee und einem belegten Brötchen im Pausenraum. Er kommt in Fahrt, während er erklärt, dass es mehr brauche als ministeriale Verbote, die das tödliche Geschäft ins Ausland abdrängten – nämlich clevere Konzepte und aufgeklärte Kunden. „Wenn jeder Verbraucher bereit wäre, pro Ei drei bis vier Cent mehr zu zahlen, könnten wir alle Gockel in Deutschland mästen.“

Bei der Rettung der Hähne macht Hockenberger begeistert mit: von den 1,1 Millionen männlichen Küken, die in der Brüterei im Jahr schlüpfen, dürfen 60 000 auf Biohöfen groß und halbwegs fett werden. Bruderhahn Initiative Deutschland oder Stolzer Gockel heißen die Zusammenschlüsse von Ökobauern, Großhändlern und Vermarktern, die auf ein simples Prinzip setzen: die Hennen mit ihren vergleichsweise teuren Eiern finanzieren das längere Leben ihrer Brüder. Eine Quersubvention, die die ruinös lange Mastdauer der Hähne von 22 Wochen bezahlbar macht. Zumindest halbwegs: denn so ein Kilo Demeter-Gockel kostet gut 17 Euro.

Die Österreicher – „ein ziemlich überschaubarer Markt“ – seien gerade dabei, die Idee landesweit umzusetzen, lobt Hockenberger und wünscht sich das gleiche

Modell auch für Deutschland. Bei den Nachbarn hätten sich die zwei großen Brütereien, der Biodachverband und der Lebensmitteleinzelhandel darauf geeinigt, das Töten im Biosektor bis 2017 zu beenden. Die weiblichen Küken der neuen Züchtung Sandy sollen Eier legen, die Hähne werden gemästet. Die Kosten trägt auch hier der Kunde, die Bioware hat ihren Preis.

Um den Ort zu finden, wo Hühner glücklich leben und dabei auch noch wissenschaftlich begleitet werden, geht es in den Bodenseenebel hinein. Der hängt schon seit Tagen über dem Demeter-Hofgut Rengoldshausen bei Überlingen, und Inga Günther würde ihn gerne wegschieben, wenn sie könnte. Doch ihre Kräfte nutzt die 28-jährige Ökolandwirtin anders: Sie legt sich mit den ganz Großen in der Geflügelbranche an, ärgert sich, dass Giganten wie Lohmann in Cuxhaven die Legehennenzucht dominieren und die Bedürfnisse der Kleinen ignorieren. Trotzdem oder gerade deshalb betreibt Günther eine ökologische Geflügelzucht, eine Nische in Deutschland, und schwört auf ihr Zweinutzungshuhn. Das rennt auf schieferblauen Beinen über eine idyllische Wiese, ist ziemlich drall und kommt ursprünglich aus Frankreich. Die weißen Bresse-Gauloise könnten beides, versichert Günther: „ordentlich Eier legen und einen guten Sonntagsbraten abgeben“.

Die Suche nach den besten Tieren – die Grundlage einer jeden Zucht – ist eine zeitaufwendige Handarbeit. Inga Günther klappert mit Küchenwaage und Klemmbrett die mobilen Hühnerställe ab, in denen jeweils eine Gruppe Hennen mit ihrem Hahn wohnt. Die Gockel heißen Darwin, Don oder Bosco und sind von Weitem zu hören. Sommers werden die Ställe auf saftige Kleewiesen gezogen, im Winter stehen sie auf dem Hofgut gleich neben dem Waldorfkindergarten und nur drei Minuten von Günthers Häuschen entfernt. „Das ist schön groß“, sagt Günther und holt vorsichtig ein Ei aus einem Fallnest, direkt unter dem Bauch einer Henne hervor. Eine Holzklappe verhindert, dass die Glucke alleine aus dem Verschlag herauskommt.

Alle zwei Stunden wird jedes Nest kontrolliert, jedes Ei gewogen und einer Henne zugeordnet – die sind erkennbar an einer Alumarke am Flügel. Viele Eier und eine konstante Legeleistung, das sind die Kriterien, nach denen Günther die Tiere auswählt und an Biohöfe weiterverkauft. Ihre Kunden wollen hoftaugliche

Alternativen zu dem Angebot der Marktführer, sie wollen weg von den auf Leistung getrimmten Rassen, die nur eins richtig können: Eier legen oder schnell wachsen.

Auf 180 Eier bringen es die Bresse-Gauloise-Hühner im Jahr, Günther hofft, dass es 220 werden. „Das dauert“, sagt, „so 15 Jahre muss man rechnen.“ Ein Drittel davon hat sie hinter sich. „Ich will mitbestimmen, wie in Deutschland gezüchtet wird“, sagt Günther und marschieret in Jeans und Gummistiefeln zum Stall mit den vor wenigen Stunden geschlüpften Küken. „Wir kommen einfach mit der Genetik der hochspezialisierten Tiere nicht zurecht“, ärgert sie sich und will den Hähnen füttern, was auf dem Hof abfällt: Schrot, Molke, die kleinen Kartoffeln, die sich nicht vermarkten lassen. Eben nicht das Komplettfutter, auf das Lohmann und Co. setzen und das zugekauft werden muss.

Antibiotika hat Inga Günther bisher nicht eingesetzt, das brauchte sie nicht, ihre Tiere strotzen vor Gesundheit. Sie päppelt die Küken im selbst gezimmerten Holzstall mit Wermuttee. „Das stärkt die Abwehrkräfte, das ist gut für den Magen-Darm-Trakt.“ Den Schwächeren hilft sie beim Trinken, läuft strümpfig durchs locker geschichtete Stroh und säubert die roten Stülptränken. Unter den Wärmelampen sind Hähne und Hennen vereint, beide dürfen leben.

Als Hühnerkennerin ist Günther längst über die Region hinaus bekannt, erhält Vereins-, Stiftungs-, Forschungsgelder und darf sich als Geschäftsführerin der gemeinnützigen Ökologischen Tierzucht gGmbH mit mehr Papierkram beschäftigen, als ihr lieb ist. „Zurzeit sitze ich zu oft im Büro“, klagt Günther und dreht sich zum Feierabend vor dem Hofladen noch eine Zigarette.

Der Nebel geht nahtlos in Dunkelheit über, die Hähne sind still geworden. „Was ich mache, ist mehr Forschung als Produktion“, sagt Günther, „das ist alles viel zu unwirtschaftlich, ein Drauflegegeschäft“, das ohne Sponsoren und ohne die treue Kunden des Hofes nicht möglich wäre. 60 Cent kosten die Eier, egal ob groß oder klein. „Die kommen alle weg und das Fleisch auch“, erzählt Günther und sagt den Satz, den sie schon oft gesagt hat. „So ein Ei ist eben kein Alltagsprodukt, sondern etwas ganz Besonderes. Das haben viele vergessen.“

In bester Lage

Zwei Flüchtlingsfamilien ziehen in einen prächtigen Berliner Altbau. Die Nachbarn helfen, organisieren Kitaplätze und Sprachkurse. Perfekte Startbedingungen? So einfach ist Ankommen nicht

Von Antje Lang-Lendorff, tageszeitung taz, 16.07.2016

Es scheint alles genau richtig an diesem Sommerabend auf Carlas Terrasse. Aus dem Wohnzimmer kommt kurdische Musik, Carla hat sie extra heruntergeladen. „Das habe ich immer in Bagdad beim Autofahren gehört“, sagt Feres, ihr Nachbar. Seine Frau Alya sitzt am Tisch, der deutsche Kartoffelsalat schmeckt ihr, obwohl sie eigentlich keine Zwiebeln mag. Die beiden Jungs, zwei und fünf Jahre alt, spielen mit den Figuren aus ihren Überraschungseiern. Carla, 58, kurze Haare, Flipflops, läuft um den Grill herum: Lamm, Hühnchenspieße, Köfte, alles halal, von geschächteten Tieren. Qualm zieht die Fassade herauf. Die Pappeln im Hof rascheln im Wind, während die Sonne langsam hinter den Dächern verschwindet.

In dem prächtigen Altbauquartier mitten in der Berliner Innenstadt ließe sich ein Werbefilm drehen, dafür, wie Integration gelingen kann. Alya und Feres al-Sayed leben mit ihren zwei Kindern seit fünf Monaten hier. Cremefarbene Fassaden, gusseiserne Jugendstilzäune. Vorher teilten sie sich die Unterkunft im Kongresszentrum ICC mit 500 anderen, schliefen in einem nach oben offenen Abteil.

Die al-Sayeds hatten Glück, sie bekamen eine Wohnung. Genauso wie die Masaads, die wie sie aus dem Irak nach Deutschland geflohen sind.

Weil man befürchten muss, dass jemand den Flüchtlingen die Wohnungen nicht gönnt oder sie wegen ihres politischen Hintergrunds anfeindet, heißen die al-Sayeds und die Masaads in Wirklichkeit anders. Um sie zu schützen, taucht auch der genaue

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ort nicht auf. Die Nachbarn werden nur mit Vornamen genannt. So, wie sie sich untereinander rufen.

Im Haus gegenüber der beiden Familien wohnt Wolfgang, der Anwalt, er kümmert sich fast täglich um die Flüchtlinge. Dann gibt es noch Ulrike, die Musikerin, die mit einem Lastenfahrrad im Kiez unterwegs ist und den Masaads die Schulplätze organisiert hat. Marianne ist da, Inge, die Deutsch unterrichtet, Carla natürlich. An warmen Tagen weht aus einem geöffneten Fenster Klaviermusik in den Hof. Die meisten im Viertel wählen SPD, Grüne oder Linkspartei. Sie leben eine Willkommenskultur, die über die schnelle Begeisterung auf den Bahnsteigen hinausreicht, bis weit hinein in den Alltag.

Es dürfte für Flüchtlinge in Deutschland kaum bessere Startbedingungen geben als hier. Die Familien müssten glücklich sein. Aber so einfach ist Ankommen nicht.

Im Dezember 2015 ist es beschlossen, die erste Flüchtlingsfamilie, die Masaads, soll noch vor Weihnachten einziehen. Der Eigentümer des Häuserblocks will die Wohnungen eigentlich sanieren und verkaufen, sie sollen leer bleiben. Einem befristeten Mietvertrag für die Flüchtlingsfamilien hat er aber zugestimmt.

Am vierten Advent richten die Nachbarn, rund 30 Großstadtbewohner, die ansonsten eher ihrer eigenen Wege gehen, zusammen die Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung im ersten Stock ein. Jeder hat etwas übrig: Sofa, Tisch, Matratzen. Sie räumen Lebensmittel in die Küchenschränke, stellen Shampoo ins Bad, besorgen Blumen. Ulrike kocht eine Linsensuppe. Dann holen ein paar von ihnen Naima Masaad und ihre drei Kinder mit einem VW-Bus aus dem ICC.

Gemeinsam laufen sie durch die Wohnung. Sie hätten Dankbarkeit erwartet, irgendeine Art von Erleichterung, sagt eine Nachbarin später. Davon sei nichts zu merken gewesen. „Die Masaads haben sehr neutral reagiert.“ Vielleicht sind sie überfordert?

Abends treffen sich alle, die mitgewerkelt haben, zum Punschtrinken im Hof. Sie zünden Kerzen an, singen Weihnachtslieder. Auch die Masaads haben sie eingeladen. Das Einrichten der Wohnung habe die Nachbarschaft verändert, sagen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

einige. Da ist dieses warme Gefühl, das ja sehr gut zu Weihnachten passt: Sie haben Fremden die Tür geöffnet und gemeinsam etwas Sinnvolles geschafft.

Nur die Flüchtlinge fehlen. Während im Hof die Kerzen langsam runterbrennen, bleiben die Fenster im ersten Stock dunkel. Die Masaads sind weg. Zurück ins Kongresszentrum.

„Vielleicht kamen sie nicht zur Weihnachtsfeier, weil ihnen dieser Vorführeffekt peinlich war?“, sagt Carla.

„Für mich ist das ein Zeichen, wie schwierig es für sie ist, hier anzukommen“, sagt Wolfgang.

Der damalige Heimleiter im Kongresszentrum sagt, die Masaads hätten geglaubt, sowohl das ICC als auch die Wohnung nutzen zu können, aber das ging natürlich nicht.

An einem Tag im Mai bittet Naima Masaad in ihre Wohnung. Ihr zwölfjähriger Sohn freut sich über den Besuch, bringt Wasser auf einem silbernen Tablett.

Die Wände sind kahl. Blumen in bunten Töpfen sind die einzigen Farbtupfer. Die Möbel wurden umgeräumt, ansonsten sieht alles so aus wie beim Einzug. Als ob die Masaads sich die Wohnung noch nicht wirklich zu eigen gemacht hätten.

Naima trägt ein enges rosa T-Shirt, die aufgehellten Haare hat sie zurückgebunden. Ein kleiner Stecker glitzert an ihrem Nasenflügel. Während sie ihre Geschichte erzählt, sitzt sie aufrecht auf ihrem Stuhl.

Die Masaads sind Kurden, sie stammen aus dem Nordirak, aus Kirkuk. Eine Zeit lang lebte Naima mit ihrem Mann in Bagdad. Sie bekam fünf Kinder, dann ging die Ehe in die Brüche. Naima ließ sich scheiden, zog mit den Kindern ins Haus ihrer Eltern. „Eine Scheidung gilt im Irak als Ehrverlust“, sagt sie. In Kirkuk lebten sie in einem kleinen Haus mit Garten, hatten eine Kuh und einen Hund. Naima schnitt Bekannten die Haare und verdiente so etwas Geld.

Bomben und Schießereien gehörten zum Alltag. Naima zeigt auf ihren zwölfjährigen Sohn. „Kinder wie er tragen im Irak eine Waffe.“ Dann kam der IS. Im

September 2015 nahmen die Masaads all ihr Geld, flogen in die Türkei. Nur die älteste Tochter, die verheiratet ist, blieb in Kirkuk.

Die Überfahrt zu den griechischen Inseln kostete 3.500 Euro pro Person. 250 Menschen waren an Bord. Naimas Sohn presst die Arme an den Körper: So eng mussten sie stehen. Nach zwölf Stunden auf dem Meer erreichten sie eine Insel. „Wir wateten an Land.“ Naima legt die Hand unter ihr Kinn, um zu zeigen, wie hoch das Wasser stand.

Sie landeten in Stuttgart, wo Naimas Bruder lebt. „Zwei Tage lang habe ich nur geschlafen“, erzählt Naima. Gern wäre sie mit ihrer Familie in Stuttgart geblieben. Doch sie wurden nach Berlin umverteilt. In die Messehalle, dann ins Kongresszentrum. „Es gab Streit bei der Essensausgabe, Streit um Kleider.“ Aber die Masaads lernten andere Flüchtlinge kennen, fanden Freunde.

Im Dezember tauchte Wolfgang auf. Und mit ihm die Chance, in eine Wohnung zu ziehen. Eine Nachbarin erinnert sich an das Abholen: Sie wussten nicht, wie sie sich begrüßen sollten. Naimas jüngster Sohn streckte als Erster die Hand aus. Die Familie stieg mit ihrem Gepäck zu den fremden Deutschen in den VW-Bus. Weil sie dem Heimleiter des Kongresszentrums vertrauten, der sagte, Wolfgang und die anderen seien in Ordnung.

„Zum Glück haben wir das gemacht“, sagt Naima heute. Denn natürlich sind die Masaads froh, eine eigene Wohnung zu haben, wo sie in Ruhe schlafen, essen, leben können.

Wenn Naima die Erleichterung darüber nicht gleich zeigen konnte, dann vielleicht auch deshalb, weil sie Zeit brauchte, um die Situation zu erfassen. Oder weil ihr gar nicht klar war, dass sie die Unterkunft maßgeblich den Nachbarn verdankte. Vielleicht war den Masaads die Wohnung auch zu ruhig. Ihre neuen Berliner Freunde blieben ja im Kongresszentrum.

Wenn man Naima danach fragt, sagt sie nur, sie habe sich zu Beginn einsam gefühlt, fremd. „Aber alles ist besser als das ICC.“ Sie genieße es, dass es in der Wohnung so friedlich sei. „Gott meint es gut mit mir. Er hat mir Wolfgang geschickt.“

Der 58-Jährige kümmert sich von allen Nachbarn am meisten um die Flüchtlinge. Im Schnitt wende er zwei Tage pro Woche für sie auf, sagt er. Er hat mit Naima vor dem berüchtigten Landesamt für Gesundheit und Soziales ausgeharrt. Er organisierte Fahrräder, den Internetzugang. Als Naima operiert werden musste, begleitete er sie in die Klinik. Er sagt: „Es ist mir ein großes menschliches Bedürfnis zu helfen.“

Auf den ersten Blick wirkt Wolfgang etwas steif, unnahbar. Ein Anwalt, der gut mit Paragrafen umgehen kann. Doch dann spricht er von „Herzensverbindungen“.

„Man kann mit ihnen lachen, man kann mit ihnen weinen“, sagt er, und seine Augen werden feucht. „Ich habe viel gelernt von ihrer Unbeschwertheit und Lebensfreude.“ Ein Ausflug aufs Land fällt ihm ein. Naimas älterer Sohn spielte ihm im Auto kurdischen Rap vor. „Das war wie eine Party.“

Wolfgang ist überzeugt, dass die Flüchtlinge ein großer Gewinn sind für die deutsche Gesellschaft. Wenn man mit ihnen spreche, seien Beruf und Geld nicht so wichtig. „Das kann auch unsere Kultur weicher, herzlicher machen.“

Die zweite Familie, die in den Häuserblock einzog, wirbelte einige Denkmuster tatsächlich durcheinander. Wenn auch ganz andere.

Im Februar versammeln sich die Nachbarn wieder. Die erste Enttäuschung über das Zusammentreffen mit den Masaads ist einer vorsichtigen Annäherung gewichen. Nun schrubben die Nachbarn mit Scheuersand und Bürste den Dreck vom Linoleum der Wohnung unter den Masaads, der Vormieter hat sie verwaarloosen lassen.

Kurz vor dem Einzug kommen Zweifel auf. Wolfgang erfährt von Feres al-Sayeds Hintergrund, der mit seiner Familie einziehen will: Sein Vater war General in der Armee Saddam Husseins. Für den Westen verkörperte Hussein lange das Böse schlechthin.

Sind die al-Sayeds doch keine Opfer, sondern gehören zum Dunstkreis der Täter? Sippenhaft geht nicht, klar. Aber wollen die Nachbarn ausgerechnet diesen Leuten helfen?

Andererseits: Seit dem Sturz Saddam Husseins werden Sunniten wie sie im Irak tatsächlich verfolgt.

Die Verantwortung für diese Entscheidung will Wolfgang nicht allein tragen. „Nachher wird mir vorgeworfen, ich hätte uns – zugespitzt gesagt – einen Hussein ins Haus geholt.“

Er bespricht sich mit einigen Nachbarn, schläft eine Nacht drüber. Dann schickt er eine E-Mail über den Verteiler. Die Familie sei „sehr sympathisch“, schreibt er und klärt auch über ihren Hintergrund auf. Er schreibt: „Ich habe mich mit ein paar Leuten beraten und entschieden, dass dieser Umstand nicht so bedeutsam ist, dass ich das Verfahren anhalten sollte.“

Die meisten tragen das mit. Carla sagt: „Ich bin viel herumgekommen und weiß, dass Menschen in autoritären Regimen oft keine Wahl haben.“

Beim Fest auf Carlas Terrasse steht irgendwann Feres am Grill. Der 36-Jährige nimmt die Dinge gern selbst in die Hand. Er spricht schon ein bisschen Deutsch und bleibt dabei, auch wenn es viel leichter wäre, ins Englische zu wechseln.

Im Irak war Feres Elektroingenieur. Er habe gut verdient, sagt er. Und er will auch in Berlin so bald wie möglich arbeiten. Seine Frau Alya, sie hat mal Mathematik studiert, trägt langes Haar und goldene Ohrringe, ist mit ihrem dritten Kind schwanger. Den Babybauch kann man unter ihrem lockeren Oberteil schon gut erkennen.

An die Terrasse grenzt ein weitläufiges Flachdach an. Alya breitet die Arme aus. So groß wie dieses Dach sei ihr Garten in Bagdad gewesen, sagt sie. Jeden Freitag haben sie dort gegrillt. Alya lächelt, eine schöne Erinnerung.

Feres dagegen wirkt bitter, wenn er vom alten Leben in Bagdad spricht. Zwei Geländewagen fuhren sie, wohnten auf 200 Quadratmetern in einem Haus.

Die Berliner Altbauwohnung, sie ist eine Verbesserung im Vergleich zum ICC. Das, was die al-Sayeds gewohnt sind und gern wieder hätten, ist sie nicht.

Wer unter Saddam Hussein einen höheren Posten in der Regierung oder im Sicherheitsapparat bekleidete, musste auch Mitglied der Baath-Partei sein, was meist Vorteile und Geschenke bedeutete. Ob ein Teil des Familienvermögens daher rührt? Feres verneint das. Sein Vater ging schon 1990 in den Ruhestand.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Feres sagt, er habe sich selbst nie politisch betätigt. Trotzdem lebten er und seine Familie in ständiger Angst. Im Juli 2015 drangen nachts schiitische Milizionäre in ihr Haus ein. „Sie waren bekannt dafür, alle zu ermorden“, sagt Feres. Ein befreundeter Schiit, ein einflussreicher Mann in Bagdad, rettete die Familie. Dann verließen sie das Land. So erzählt es das Paar. Feres kommen dabei die Tränen, wie oft, wenn er über den Irak spricht. Eigentlich ist es schön auf Carlas Terrasse, so friedlich. Aber all das Schlimme, das ist auch da. Man muss nur leicht daran rühren, schon kommt es hoch.

Der Ältere der beiden Söhne war vier, als die Familie in Bagdad überfallen wurde. Seitdem versteckt er sich, wann immer jemand klingelt oder an die Tür klopft.

Glücklich zu sein ist schwer, wenn man vor einem Jahr erst mit dem Tod bedroht wurde.

Die al-Sayeds flogen von Bagdad in die Türkei. Eigentlich wollten sie dort bleiben. „Aber Freunde sagten, in Deutschland ist es besser.“ Sie bezahlten einem Schlepper 10.000 Euro. Feres zeigt ein Foto von der Überfahrt auf seinem Smartphone. Kein überfülltes Schlauchboot, sondern eine schnittige Jacht mit abgedunkelten Scheiben. „Es sollte ja sicher sein für die Kinder.“ Auf dem Weg nach Deutschland schliefen sie in Zügen oder Hotels.

Feres wischt weiter auf seinem Smartphone. Er zeigt das Foto eines Baggers. Auf die Frage, ob er mit dem Bagger gearbeitet habe, schüttelt er fast empört den Kopf. Nein, er ist doch Ingenieur.

Carla klemmt sich zwei Kronkorken vor die Augen. Das sieht lustig aus, alle lachen. Die Kinder versuchen sofort, es ihr nachzumachen.

Carla war früher Polizistin, jetzt tritt sie auf privaten Feiern manchmal als Comedian auf. Sie redet schnell und gern. Und sie reist viel. „Überall rollt man mir den roten Teppich aus, nur weil ich einen deutschen Pass habe“, sagt sie. Die Flüchtlinge sollen es in Deutschland auch gut haben, findet sie. „Merkels ‚Wir schaffen das‘ – ich glaub da ja dran.“ Es müsse nur jeder seinen Beitrag dazu leisten.

Sie selbst hat keine Kinder. Seit vielen Jahren begleitet sie eine somalische Flüchtlingsfamilie. Sie sagt: „Das gibt meinem Leben Sinn.“

Carla engagiert sich, fordert aber auch etwas ein: Die Flüchtlinge sollen sich Mühe geben, hier anzukommen. Als Alyas Bruder, der noch im ICC lebt, einmal sagte, Deutsch zu lernen interessiere ihn nicht, bekam Carla richtig schlechte Laune.

Manches kann sie nicht nachvollziehen: Warum läuft bei den al-Sayeds so oft der Fernseher? Warum sitzen sowohl Naima als auch Alya die meiste Zeit in der Wohnung? Warum spielen die Kinder nicht auf dem Spielplatz im Hof? Der ist doch so schön. „Die Jungen der al-Sayeds waren in Bagdad nie auf dem Spielplatz, zu gefährlich“, sagt Wolfgang.

Man könnte denken, dass sich zwei irakische Familien, die in einem Haus landen, zusammentun. Die al-Sayeds und die Masaads helfen sich, wenn es nötig ist. Feres hat Naima die Gardinenstange montiert. Die größeren Masaad-Kinder schauen auch mal nach den Kleinen von den al-Sayeds. Aber viel wissen sie nicht voneinander. Dabei hätten sie einiges gemeinsam: Beide Familien sind Sunniten. Beide sagen, dass Saddam Hussein schrecklich war, aber zumindest habe es unter ihm Ordnung im Land gegeben.

Ob sie schon mal über Politik geredet haben? Feres winkt ab. „Das wollen wir hinter uns lassen.“

Vielleicht liegt das daran, dass sie zu unterschiedlichen Milieus gehören. Oder dass Naima alleinerziehend ist. Naima sagt, sie meide Araber grundsätzlich, weil die sie „schlecht ansehen.“ Die Deutschen liebe sie, weil sie ihr gezeigt hätten, dass Frauen Rechte haben. Auch die al-Sayeds versuchen, Irakern aus dem Weg zu gehen. Aus Angst, man könnte sie auch hier wegen ihrer familiären Nähe zu Saddam Hussein bedrohen. Nur weil man aus demselben Land geflohen ist, muss man sich noch lange nicht anfreunden.

Nach dem Einzug der Masaads und auch nach dem der al-Sayeds verschwanden viele der Nachbarn bald wieder in ihrem eigenen Alltag. Aber bei denen, die die Familien öfter trafen, so wie Carla und Wolfgang, passierte etwas: Je besser sie Feres, Alya, Naima und die Kinder kennenlernten, desto mehr verblassten neben deren Gesichtern und Geschichten die Klischees von Flüchtlingen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Noch ist über die Asylanträge der Familien nicht entschieden. Die Mietverträge der beiden Familien laufen noch bis März 2017, dann müssen sie wohl ausziehen. Die Lage ist begehrt, hier eine Wohnung zu finden, dürfte schwierig sein.

„Es liegt an den Familien, die Zeit bei uns gut zu nutzen, sich zu orientieren, die Sprache zu lernen, so dass sie danach selbst den nächsten Schritt machen können“, sagt Wolfgang. Bei den al-Sayeds scheint das zu klappen. Sie gehen allein zum Arzt, besuchen den Zoo. Gut möglich, dass Feres über ein Praktikum früher oder später auch einen Job findet.

Sorgen macht Wolfgang sich um Naima. „Sie genießt es, getragen zu werden. Darauf darf sie sich aber nicht dauerhaft verlassen.“

Er will in Zukunft ein bisschen mehr Abstand wahren, nicht mehr alles für sie organisieren. „Wir haben die Anmeldung für den Deutschkurs zusammen ausgefüllt. Wenn sie sie nicht hinbringt, dann ist sie selbst schuld.“

Naima sagt, sie wolle in Berlin als Friseurin arbeiten. Wie ernst es ihr damit ist, hängt auch von ihren Kindern ab: Die älteste Tochter ist in Kirkuk geblieben, der älteste Sohn nach der Flucht wieder dorthin zurückgegangen. Auch der Sechzehnjährige ist in Berlin unglücklich und will zurück zu seinen Freunden.

Wenn drei von fünf Kindern irgendwann wieder im Irak leben, wo gehört Naima dann hin? Wiegt die Sicherheit, die sie in Deutschland findet, diese Trennung auf?

Naima sehnt sich danach, statt in einer Wohnung wieder in einem Häuschen mit Garten zu wohnen. Man kann sehr gute Startbedingungen für ein Leben in Deutschland haben und sich am Ende trotzdem dagegen entscheiden.

Für die al-Sayeds gibt es kein Zurück, zu gefährlich wäre es für sie in Bagdad. Sie müssen etwas Neues aufbauen. Im Herbst kommt ihr dritter Sohn auf die Welt. Er wird den Irak – vorerst zumindest – nur aus Geschichten kennen.

Beim Grillfest auf Carlas Terrasse deutet der jüngere Sohn der al-Sayeds nach oben in die Luft. „Flugzeug“, sagt Carla. Der Bruder, fünf Jahre alt, legt seine Hände aufeinander und formt mit ihnen eine Pistole. „Tak, tak, tak“, schießt er das Flugzeug ab.

Zu den Waffen

In seinem Lausitzer Laden verkauft Gunter Fritz seit 23 Jahren Messer, Pistolen und Schlagstöcke. Gerade macht er die besten Geschäfte seines Lebens. Auch mit Wutbürgern und Rechtsextremen.

Von Doreen Reinhard, Sächsische Zeitung, 17.06.2016

Auf einer Landstraße in Ebersbach, im hintersten Zipfel der Lausitz, steht ein Soldat am Wegesrand. Er wirbt für einen Laden in einem schlichten Flachbau, den man leicht übersehen könnte. Gunter Fritz glaubt, dass er den Plastiksoldaten eigentlich gar nicht mehr braucht. Denn da gebe es ja diese andere Kampagne. „Die Frau Merkel ist die beste Werbung für meinen Waffenhandel. Sie hat das Land mit Flüchtlingen geflutet, ohne für Lösungen zu sorgen“, sagt er. „Deshalb bin ich da. Ich mache die Bürger wehrhaft, damit sie für ihre Sicherheit sorgen können.“ Alle Kunden, die sein Geschäft betreten, bekommen diese Sätze zu hören. Den meisten gefallen sie.

Der Waffenladen von Gunter Fritz zieht nicht nur Jäger und Sportschützen an. Hier kaufen auch Wutbürger, Flüchtlingsgegner und Rechtsextreme ein. Wer zu welchem Lager gehört, ist nicht immer klar, die Grenze fließend. Das gilt auch für den Chef selbst. Fritz macht Geschäfte mit Waffen und Gefühlen, auch mit Angst und Hass.

Der 55-Jährige ist ein ausgebuffter Händler und weiß, wie seine Kunden ticken. Auch, dass sie lockerer werden, wenn er bei Verkaufsgesprächen herumwitzelt, auf seine ganz eigene Art. „Waffen sind zur Lösung von Problemen da, wissen Sie? Zum Beispiel, wenn Ihre Schwiegermutter zu lange zu Besuch ist ...“ Das ist so ein Scherz, den er bei Kunden oft fallenlässt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er funktioniert auch in dieser Situation: Ein Mann, um die 40, betritt das Geschäft und interessiert sich für eine Schreckschusspistole. Sein Sohn, vielleicht zehn Jahre alt, beobachtet den Einkauf stumm. Gunter Fritz erklärt: „Das Schießen mit richtigen Waffen darf man Ihnen nur auf einem Schießstand beibringen. Mit Pappkameraden als Zielscheibe. Sie können sich ja, damit es besser klappt, das Gesicht eines Nachbarn vorstellen, den Sie nicht mögen.“ „Oder einen Asylanten“, ergänzt der Kunde und lacht. Gunter Fritz lacht mit.

Fritz, ein hagerer Mann mit stoischen Gesichtszügen, ist Besitzer und einziger Mitarbeiter seines Waffenhandels. Den Flachbau hat er nach der Wende selbst hochgezogen, direkt vor dem Häuschen, in dem er mit seinen Eltern lebt, 100 Meter entfernt von der tschechischen Grenze. Er wollte sich eine neue Aufgabe schaffen, denn damals war er arbeitslos. Die Kerzenfabrik, in der Fritz jahrelang angestellt gewesen war, machte dicht. „Ich wollte nicht in den Westen gehen wie viele meiner Bekannten.“ Also begann er, mit Waffen zu handeln. Die brauchen die Menschen immer, dachte er. Was nicht stimmte. Es gab Jahre, da lief das Geschäft so schlecht, dass er aufgeben wollte. Er hangelte sich trotzdem durch. Bis wieder goldene Zeiten anbrachen. Jetzt macht Gunter Fritz die Geschäfte seines Lebens.

Sein Laden ist nicht groß, 40 Quadratmeter, vollgestopft bis in den letzten Winkel. Der billigste Artikel ist Pfefferspray, die Dose zu 9,90 Euro, zuletzt häufig ausverkauft. Die teuersten Produkte liegen in verschlossenen Vitrinen, scharfe Waffen, Jagdgewehre und umgerüstete Kalaschnikow- Kopien, für die man vierstellige Beträge zahlen muss. Lange fielen in seinem Geschäft 50 Prozent der Verkäufe in die Kategorie „Sport & Spiel“, die andere Hälfte in „Jagd & Verteidigung“. Seit Herbst 2015 steigen die Umsätze vor allem im Bereich Verteidigung. „Die Leute kommen zu mir, weil sie Angst vor der Zukunft haben.“

Will man wissen, wovor sich die Menschen fürchten, rattert Gunter Fritz seine eigenen Ängste herunter: „Meine Heimat geht den Bach runter. Keine Wirtschaft mehr, massenhaft Abwanderung, Grenzkriminalität. Jetzt kommen auch noch die Asylanten. Mit denen steigt die Kriminalität noch mehr. Davor müssen wir uns schützen, die Polizei schafft das nicht. Also erledige ich die Aufgabe der Polizei.“ Die Rechnung des Waffenhändlers hat komplizierte Faktoren, in seiner eigenen Logik aber

ein einfaches Ergebnis: Anleitung zur Selbstverteidigung. Oder Aufruf zur Selbstjustiz. Die Art, wie Fritz seine Geschäfte abwickelt, lässt beide Interpretationen zu.

Manchmal ist er stundenlang allein in seinem Laden. Dann wieder drängeln sich Autos mit Kennzeichen aus ganz Sachsen davor, und Fritz muss im Akkord beraten. Ein älteres Paar schleicht um die Auslage mit Schreckschusswaffen. Er würde am liebsten sofort eine Pistole kaufen, ihr ist das nicht ganz geheuer. Beide gehen schließlich unbewaffnet. „Ich komme ohne meine Frau wieder“, wispert der Mann Gunter Fritz noch schnell zu. Der hat schon wieder das Telefon am Ohr, ein Kunde aus Freiburg. Er erledigt häufig Fernbestellungen, wenn andere Händler ausverkauft sind. „Einen Fünfschüsser suchen Sie? Den wollen Sie auf der Straße tragen? Beziehungsweise, den müssen Sie auf der Straße tragen – von wollen kann heute ja keine Rede mehr sein.“ Dann beansprucht ein Bekannter seine Aufmerksamkeit. Ein „Patriot“ – das steht in Großbuchstaben auf seiner Jacke. Er will nicht kaufen, nur klagen. Über den Niedergang der Provinz, über Betriebe, die geschlossen haben, und über Einbrüche in der Nachbarschaft.

Man kann mit Fritz stundenlang über die Lage im Land diskutieren. Auch deshalb kommen seine Kunden. Er war noch nie bei einer Pegida-Kundgebung, obwohl er mit der Bewegung sympathisiert. Doch zum einen hat er keine Zeit – „Ich bin ja immer in meinem Laden“ –, zum anderen braucht Fritz Pegida nicht, weil es an seinem Verkaufstresen oft ähnlich zugeht wie montags in Dresden, mit den gleichen Parolen, Gerüchten, Verschwörungstheorien, mit Frust auf die Politik und Wut auf die Presse.

„Politiker sind Angestellte des Volkes. Sie sollen machen, was wir sagen, aber das tun sie eben nicht“, schimpft er. „In Zeitungen stehen nur zwei Dinge, die man glauben kann: das Datum und der Preis.“ Die Sächsische Zeitung hat er trotzdem abonniert. Um sich zu informieren, sagt er. Täglich schneidet er Polizeimeldungen aus und klebt sie in einen Ordner, der griffbereit im Laden steht. „Gesammelte Beweise für die schlechte Arbeit von Polizei und Presse.“ Fritz glaubt: „In der Zeitung stehen nur drei Prozent der tatsächlichen Straftaten, der Rest wird unterschlagen. Und die Polizei hat die Lage nicht im Griff.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Man kann ihm vieles entgegenen. Von der Arbeit in Zeitungsredaktionen berichten, etwa dass Journalisten Polizeimeldungen aus Platzgründen auswählen, nicht aber 97 Prozent der Straftaten bewusst geheim halten. Man kann ihm auch die offiziellen Statistiken der Polizei zeigen, die viel weniger dramatisch klingen: Ja, es gibt in der Lausitz Probleme mit Grenzkriminalität, mehr als in anderen Kreisen. Aber die Zahlen der Straftaten sind in der Region insgesamt gesunken, laut zuständiger Polizeidirektion 2015 um fünf Prozent. Mehr als jede zweite Straftat wurde aufgeklärt.

Aber all diese Fakten prallen an Gunter Fritz ab. Seine Wahrheit ist das, was seine Kunden im Laden erzählen und er anderen Kunden weitererzählt. Anderen Informationen verweigert er sich. Nicht aber Gerüchten wie jenem, dass Flüchtlinge in Supermärkten Sachen im Wert von 40 Euro klauen dürften. Es gäbe Anweisungen, an die sich jeder Mitarbeiter halten müsse, davon ist er überzeugt. Man kann ihn bitten, gemeinsam alle benachbarten Supermärkte zu besuchen, um festzustellen, dass dieses Gerücht an keiner Stelle der Wahrheit entspricht. Fritz schüttelt mit dem Kopf: „Das bringt nichts. Das ist eine inoffizielle Anordnung, die man in den Märkten befolgt. Darüber dürfen die aber nicht sprechen.“

Flüchtlinge, die in seinem Laden so oft Thema und Anlass für Waffenkäufe sind, sieht Gunter Fritz selten, in seiner Gemeinde Ebersbach-Neugersdorf leben nur wenige. Etwa drei Dutzend Asylbewerber seien in Wohnungen untergebracht, heißt es vom hiesigen Ordnungsamt. Dafür hat sich eine andere Gruppe auffällig vergrößert: die der Waffenbesitzer.

Das Gesetz unterscheidet zwei Gruppen. Scharfe Waffen sind nur einem kleinen Kreis erlaubt, zum Beispiel Sportschützen und Jägern. Zu Hause dürfen diese Waffen nur verschlossen aufbewahrt werden. Der Eigentümer muss eine Waffenbesitzkarte nachweisen und Sachkundeprüfungen, etwa eine mehrmonatige Ausbildung in einem Schützenverein. Außerdem gibt es den sogenannten Kleinen Waffenschein für das Führen von Schreckschusswaffen. „Führen“ heißt: Man darf diese Waffen in der Öffentlichkeit tragen, aber nicht damit schießen. Falls jemand damit schießt, müsste er vor Gericht erklären, ob er aus Notwehr gehandelt hat. Darüber entscheiden letztlich juristische Einzelprüfungen. Ein Sachkundenachweis wird für den Kleinen Waffenschein nicht verlangt.

Der Sächsische Schützenbund hat Anfang des Jahres einen Rekord veröffentlicht. Die Zahl der Mitglieder ist seit 2015 um knapp neun Prozent gestiegen. Während der gesamtdeutsche Verband in der gleichen Zeit 14 000 Mitglieder verlor, verbuchten Sachsens Schützen das größte Plus aller Landesverbände. Im Vorstand des Verbandes schwankt man zwischen Freude und Verwunderung. Einen Zusammenhang zur besonders ausgeprägten Unsicherheit und Hysterie im Freistaat will niemand herstellen. Doch es herrsche erhöhte Aufmerksamkeit. Der Vorsitzende der CDU-Landtagsfraktion Frank Kupfer, Präsident des Sächsischen Schützenbundes, erklärte unlängst seinen Mitgliedern: „Wir stehen unter Beobachtung der Öffentlichkeit. Wir dürfen uns keine Fehler leisten. Lieber einmal auf ein Mitglied verzichten, als den Falschen aufzunehmen.“

Auch die Zahl der Kleinen Waffenscheine steigt. Allein in den ersten drei Monaten dieses Jahres wurden in Sachsen 2 926 Kleine Waffenscheine ausgestellt, teilte das Innenministerium mit. Das sind allein im ersten Quartal fast doppelt so viele wie im gesamten Vorjahr. In der Heimat von Gunter Fritz, im Landkreis Görlitz, wurden im April 890 dieser Scheine registriert – 226 mehr als ein Jahr zuvor. Ob es jetzt auch stärkere Kontrollen der Waffenbesitzer gibt, bleibt trotz Anfrage beim Landratsamt unklar. „Kontrollen werden individuell und bei Bedarf vorgenommen“, heißt es dort nur.

Gunter Fritz beteuert seine Gesetzestreue. „Es kommen immer mal Leute vorbei, die mich nach illegalen Waffen fragen, aber das mache ich nicht. Da bin ich ja sofort meine Lizenz los.“ Es gebe regelmäßig Kontrollen in seinem Geschäft, auch von Testkäufern, die Behörden zu ihm schickten. Er klärt seine Kunden über die Gesetze auf und lässt sich die Belehrung schriftlich bestätigen. Was sie mit den Waffen vorhaben? Für solche Nachforschungen fühlt Fritz sich nicht verantwortlich. „Ein Autoverkäufer kann sich auch nicht dafür verbürgen, dass ein Kunde nicht am nächsten Tag mit dem Wagen eine Bank überfällt.“

Was Fritz sehr wohl weiß: Bei ihm kaufen auch Rechtsextreme. Ein Teil seines Sortiments ist speziell für diese Klientel attraktiv, daraus macht er keinen Hehl. „Ich darf niemanden diskriminieren. Jeder hat das Recht auf seine Meinung.“ Bomberjacken? „Ist praktische Bekleidung.“ Aufnäher für Jacken, die das Logo

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Doberman Deutschland“ und gemalte Springerstiefel zeigen? „Ganz normale Stiefel. Oder sehen Sie da ein Hakenkreuz?“ Das wäre verfassungsfeindlich, also verboten. Auf solche Details achtet Fritz, der Grenzgänger, peinlich genau. Eine Grenzverletzung kann er sich keinesfalls leisten.

Obwohl man damit nicht schießen kann, ist ein Bestseller in seinem Laden ein Schwibbogen, sogar jetzt, im Frühsommer. Eine Familie ist extra deshalb gekommen. „Wir wollen die Sonderbestellung abholen“, sagt die Frau, Mitte 30, und schaut sich misstrauisch um. Es ist ihr nicht recht, dass andere mithören. Während Gunter Fritz den Lichterbogen von einem Regal holt, testet sie eine Armbrust. Ihr Mann prüft derweil Gewehre, der Sohn, etwa acht Jahre alt, interessiert sich für einen Spielzeug-Galgen. Dann stehen alle begeistert vor dem Schwibbogen. Eine Szene, gegossen in schwarzes Metall: Soldat mit Schäferhund, Flagge, Flugzeug, ein Wachturm, der an Konzentrationslager erinnert, darunter der Schriftzug „Deutsches Vaterland“, darüber ein Reichsadler. „Gute deutsche Wertarbeit!“, sagt die Kundin. „Wir kennen noch mehr Interessenten und würden gern eine Großbestellung machen.“ Warum sie sich gerade für dieses Exemplar interessiert? Statt einer Antwort packt die Frau stumm die Einkäufe zusammen und schiebt ihre Familie aus dem Laden.

114,99 Euro kostet so ein Schwibbogen. „Die produziert ein Bekannter im Ort“, sagt Fritz. Mehr will auch er dazu nicht sagen. Möglicherweise benutzt der Bekannte eine Vorlage. Im Internet findet man jedenfalls einen Bogen, der fast identisch ist mit dem Lausitzer Modell. Dieselbe „Vaterlands“-Szene, allerdings dekoriert mit Hakenkreuzen. Vertrieben wird jenes Exemplar von Onlinehändlern mit Firmensitz in Gibraltar, doch ist auf der Webseite vermerkt, dass man gerne an Kunden in Deutschland liefert. Auch Erdnüsse in einer nachempfundenen Büchse „Zyklon B“ – das Auschwitz-Gas.

Gunter Fritz sagt, er habe von diesem Online-Shop noch nie gehört. Mit Hakenkreuzen wolle er eh nichts zu tun haben und würde auch nie Werke von Adolf Hitler verkaufen. „Die kommentierte Ausgabe von ‚Mein Kampf‘ finde ich albern. Das Original habe ich zum Teil gelesen, aber das ist wirklich großer Mist.“ Gunter Fritz überlegt kurz, dann fügt er hinzu: „Adolf Hitler ist doch der beste Beweis, dass Ausländer für Deutschland schädlich sind.“

Die Roma wollen nicht zurück

Sie hausen in illegalen Camps, zelten im Wald und unter der Brücke im Dornbirner Wohngebiet. Rund 200 rumänische Roma glauben, in Vorarlberg eine neue Heimat gefunden zu haben. Doch die Bevölkerung beschwert sich über aggressives Betteln und den Abfall um die Camps. Die Vorarlberger Behörden sind machtlos.

Von Julia Nehmiz, Ostschweiz am Sonntag, 8.11.2015

Es regnet. Tief hängen die Wolken an diesem Donnerstagvormittag Ende Oktober über dem Rheintal. Im Radio behaupten sie auf ORF, dass in der Höhe, oben in den Bergen, Schönwetter sei. Davon ist unten in Dornbirn nichts zu spüren. Alles ist nass, die Kälte kriecht einem in die Knochen. Wahrlich kein Wetter, um spazieren zu gehen. Schon gar nicht, um draussen zu übernachten.

Doch genau das machen seit Monaten Roma aus Rumänien. Familien, Männer, Frauen mit kleinen Kindern, Schwangere. 120 Personen hausen derzeit in Zelten mitten im Dornbirner Wohngebiet. Am Ufer der Ach, unter der Eisenbahnbrücke, unter der Fussgängerbrücke, weiter flussabwärts versteckt im Wäldchen. Dichtgedrängt stehen knapp ein Dutzend Zelte unter der schützenden Eisenbahnbrücke. Oft donnert ein Zug über das kleine Zeltlager hinweg. An diesem Vormittag ist niemand da, die Bewohner haben ihr Camp verlassen - vielleicht, um betteln zu gehen. Unter der Fussgängerbrücke, die neben der Eisenbahnbrücke über den Fluss führt, liegt Müll. Reste von ausgebreiteter Pappe, Plastiktüten, Klamotten, ein Schuh steckt im Matsch, im Gebüsch hängen pinke Socken, wie zum Trocknen aufgehängt, hinter einem anderen Busch liegen Taschentücher - oder ist es Klopapier? Eine ältere Frau schiebt ihr Velo über die Brücke, sie schaut auf die Hinterlassenschaften, bleibt stehen. «Hier kann man doch nicht wohnen», sagt sie. Letzte Woche hätten die Zelte noch unter der Fussgängerbrücke gestanden, jetzt, mit dem Regen, seien sie umgezogen unter die

Eisenbahnbrücke. «Die bietet besseren Schutz.» Sie hat Mitleid mit den Roma. «Mitten in Dornbirn so eine Armut, da muss man doch helfen», sagt sie. Sie selber würde immer einen Euro geben, auch, wenn die Roma an ihrer Haustüre klingeln. Dabei ist «aggressives Betteln» in Vorarlberg verboten. «Mein Mann hat sie neulich an unserer Haustür zusammengestaucht, seitdem kommen sie nicht mehr.»

Aber sie sind noch da. In der Dornbirner Fussgängerzone, am Bahnhof, vor dem Supermarkt. Die Stadt weiss nicht, wie reagieren. Sie kann die rumänischen Roma nicht wegweisen. Da sie EU-Bürger sind, halten sie sich legal in Österreich auf. Betteln war bis vor zwei Jahren in Vorarlberg verboten, seit einer Entscheidung des Europäischen Gerichtshofs ist es wieder erlaubt. «Betteln ist laut EU-Recht ein Menschenrecht, das müssen wir akzeptieren», sagt Ralf Hämmerle. Den Kommunikationsbeauftragten der Stadt Dornbirn beschäftigt die Roma-Situation schon lange. «In den vergangenen zwei Jahren waren immer wieder Roma hier zum Betteln», sagt er, «allerdings sind sie im Frühling gekommen und im Herbst wieder abgereist.» Jetzt ist alles anders. Es sind mehr geworden, und sie wollen bleiben. Geschätzt 200 Roma halten sich derzeit in Vorarlberg auf. «Es ist schwer zu sagen, wo sich welche Gruppen befinden, sie wechseln die Lager.» Eines wurde bislang geräumt. Rund 100 Roma hausten in Zelten und Behelfsbauten, am Ufer der Ach, direkt an der Eisenbahnlinie. «Wir mussten das Lager räumen, weil die Leute angefangen hatten, den Schotter aus dem Gleisbett abzutragen, um ihre Zelte zu befestigen», sagt Hämmerle. Viele Vorarlberger Gemeinden haben keine Camping-Verordnung. Nur der Eigentümer kann sich wehren, wenn auf seinem Grund und Boden campiert wird.

Die Gruppe, deren Camp in Dornbirn geräumt wurde, erhielt Hilfe vom Verein «Tischlein deck dich Vorarlberg». Vereinsgründer und Obmann Elmar Stüttler findet, man müsse doch was tun, man könne das Elend nicht einfach ignorieren. Der Verein kümmert sich sonst um Lebensmittelspenden und verteilt sie an Bedürftige in Vorarlberg. Jetzt hat Stüttler in Bludenz eine Notschlafstelle besorgt für 70 Roma. Eine Woche können sie dort bleiben, dann muss auch die Turnhalle wieder geräumt werden, nach den Herbstferien wird sie für die Schüler benötigt. Am Abend vor der Räumung hat Stüttler eine Versammlung mit den Roma anberaumt. «Wir wollen ihnen anbieten,

sie zu Hause in Rumänien zu unterstützen», sagt Stüttler. Man wolle einen Verein gründen, und einmal im Monat per Bus eine Hilfslieferung nach Rumänien bringen. Lebensmittel, Kleider, Sachspenden. «Es gibt keine Alternative», sagt er, «es ist doch besser, sie fangen dort wieder neu an mit unserer Unterstützung.» Man wolle ganz konkret dieser einen Gruppe Hilfe zur Selbsthilfe bieten. Unterstützung fand er beim alt Landeshauptmann, der schon oft in Rumänien war. Auch ein Pfarrer mit Kontakten nach Rumänien wäre dabei.

Ähnliches sieht auch das Konzept der Stadt Dornbirn vor, um der Bettlerproblematik Herr zu werden. Ende Oktober verkündete die Stadt, man habe einen Hilfsfonds eingerichtet, um vor Ort in Rumänien die Menschen zu unterstützen. 5000 Euro hat die Stadt gesprochen, sie wird in Zusammenarbeit mit der österreichischen Botschaft in Bukarest und mit Hilfsorganisationen vor Ort Projekte unterstützen. «Wir können das Problem der Roma nur vor Ort lösen, nicht in Vorarlberg», heisst es von Behörden und Experten. Doch zurück nach Rumänien will niemand. Das Land Vorarlberg bietet Rückkehrhilfe an. Zwei oder drei Familien haben bislang Interesse angemeldet.

Auch Elmar Stüttler ist enttäuscht. Als er ein paar Tage später das Telefon abnimmt, klingt seine Stimme resigniert, der Elan ist weg. Die Notschlafstelle in Bludenz wurde geräumt. «Sie wollen unser Angebot nicht annehmen, sie wollen hierbleiben», sagt Stüttler, «sie sagen, sie wollen sich hier integrieren.» Das sei fast unmöglich, sie seien total unqualifiziert, ohne Schulabschluss und ohne Lesen und Schreiben zu können, werde niemand Arbeit finden. Stüttler hatte sich noch überlegt, eine Anlaufstelle einzurichten. Doch er hat alles abgebrochen. «Die Roma lehnen alle Hilfe ab, sie wollen mit aller Gewalt hierbleiben. Und das hat keinen Sinn, wir haben eh schon so viele Arbeitslose hier.» Sein Verein wird nicht weiter versuchen, zu helfen.

Die Stadt Dornbirn sieht sich nicht in der Verantwortung, die Situation der Roma zu verbessern. «Wir als Stadt sind nicht zuständig für eine Unterkunft. Es ist ihre eigene, freie Entscheidung, sich hier aufzuhalten, um mit Betteln ihr Geld zu verdienen», sagt Hämmerle. Alle hätten Wohnsitze in Rumänien. Ausserdem wolle man keine Unterkunft anbieten, um nicht noch weitere Roma anzulocken. Einige Roma hätten angegeben, ihr Haus sei durch Hochwasser zerstört worden. «Wir haben

das durch die österreichische Botschaft in Bukarest klären lassen, das stimmt nicht.

Die genannten Ortschaften waren nicht von Hochwasser betroffen.»

Die bettelnden Roma in Dornbirn bekommen von den Diskussionen nichts mit. Zwei junge Frauen sind zur Fussgängerbrücke an die Ach gekommen. In langen Röcken und Winterjacken durchsuchen sie die Hinterlassenschaften im Matsch und in den Büschen. Die eine junge Frau findet ein Paar Turnschuhe, sie zieht ihre Sandalen aus und die Turnschuhe an. Die andere stopft Kleider und Tücher in einen blauen Abfallsack. Ja, hier würden sie schlafen, hier auf den Kartondeckeln unter der Fussgängerbrücke, ohne Zelt, sagt die eine. Sie spricht hervorragend Italienisch. Sie habe drei Kinder, die bei ihrer Mutter in Rumänien leben würden. «Wir sind sehr arm, wir leben in Rumänien in einer Baracke.» Das Geld, das sie hier mit Betteln verdiene, schicke sie heim, «für meine Kinder.» Sie habe lange in Italien gelebt. Hier in Österreich sei es besser als daheim. Arbeit finde sie keine, sie könne weder lesen noch schreiben. «Die Kälte macht mir nichts aus», sie zieht ihren bodenlangen Rock ein wenig hoch und zeigt ihre Strumpfhosen. «Kein Problem.» Dann bittet sie um Geld, ihre Schuhe seien nass, sie brauche neue. Man denkt, klar sind ihre Schuhe nass, sie hat sie vorhin aus dem Gebüsch gezogen. Die junge Frau zieht einen Turnschuh aus, man solle hineinfassen und spüren, wie nass er ist. Als man ihr zwei Euro in die Hand drückt, bittet sie um mehr: «Ein Zelt kostet fünfzig Euro.» Sie hat blaue Augen, ein waches Gesicht, einen offenen Blick. Nett ist sie. Man fühlt sich nicht belästigt. Sie bleibt freundlich, auch als man ihr die gewünschten zehn Euro nicht gibt. Gekonnt, denkt man, und fühlt sich nicht unangenehm angebettelt, es bleibt alles höflich und freundlich.

«Das ist aggressives Betteln», sagt hingegen Ralf Hämmerle. Jemanden, der etwas gibt, um noch mehr bitten. Jemanden anfassen. Das sei verboten. Genauso wie mit Kindern zu betteln.

Die beiden Frauen haben ihre Plastiksäcke vollgepackt, sie ziehen weiter, Richtung Dornbirner Innenstadt, die Plastiksäcke mit den Habseligkeiten auf der Schulter balancierend. Eine Passantin bleibt stehen. «Das ist schon arg», sagt sie, und deutet auf Zelte und Abfall. Sie verstehe nicht, warum die Roma nicht Ordnung halten könnten um ihre Zelte herum. «Alles liegt im Dreck.»

Auch auf der anderen Flussseite ducken sich einige Zelte unter die Eisenbahnbrücke. Im Gebüsch am Flussufer liegt Abfall neben einem Pullover. Ein älterer Mann schimpft: «So eine Sauerei.» Am Wegrand kündigt ein Schild vom Bibelweg, der hier am Ufer entlangführt. «Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir fehlen. Er lässt mich lagern auf grünen Auen und führt mich zum Ruheplatz am Wasser.» Als die Dornbirner Pfarrgemeinden den Bibelweg 2003 einrichteten, konnten sie nicht ahnen, wie zynisch dieser Psalm zwölf Jahre später klingt.

Sogar mit der Ruhe ist es an diesem Lagerplatz vorbei. Anfang Woche führte die Polizei eine Razzia im Camp unter der Brücke durch. Sie habe mitten in der Nacht die Bewohner aufgeschreckt, Personen und Ausweise kontrolliert und Zelte zerstört, klagen die Roma. Die Stadt Dornbirn hält dagegen. Es sei keine Razzia gewesen, und es sei auch nichts zerstört worden. Die Polizisten hätten lediglich unbewohnte Zelte abgebaut.

Ein paar Tage später sieht es wieder ganz anders aus in Dornbirn. Die Camps unter der Eisenbahnbrücke sind gewachsen. Unter der Fussgängerbrücke ist ein neues entstanden, und am Ufer flussabwärts reiht sich Zelt an Zelt. Auf Paletten, auf Pappdeckeln. In einem Wäldchen noch weiter flussabwärts sind weitere Lager aufgeschlagen. Eine Familie brät auf einem Kocher Pouletschenkel, ein grosses Brot liegt daneben, nach kurzem Gespräch lädt sie zum Essen ein. Wir lehnen dankend ab. Tiefer im Wald haust eine andere Familie mit zwei Babies. Eine junge Frau packt zusammen, sie werde heute abend nach Rumänien zurückreisen. Gegen Geld darf unser Fotograf Bilder machen - und wird dann gleich um mehr angebettelt. Am Abend treffen wir zwei der Gruppe am Bahnhof wieder. Ob sie wirklich nach Rumänien fahren? Oder einfach woanders ihr Lager aufschlagen wollen? Wir erfahren es nicht.

Wie es weitergeht mit den Roma in Vorarlberg, weiss niemand. Ein gemeindeübergreifendes Konzept gibt es nicht, geschweige denn ein länderübergreifendes. Roma-Camps gibt es auch in anderen österreichischen Bundesländern, in anderen europäischen Ländern. Ob Malmö oder Bludenz, überall herrscht die gleiche Hilflosigkeit. Und überall hofft man, dass die Roma weiterziehen. Das verlagert die Problematik nur, aber zumindest ist sie dann nicht mehr vor der eigenen Haustür. Dornbirn wird nun eine Campingplatzverordnung erlassen und ein

Bettelverbot während der Marktzeiten. Fünf Vorarlberger Städte haben gemeinsam erklärt, sie duldeten keine illegalen Zeltlager mehr. Die Kinder- und Jugendhilfe des Landes Vorarlberg soll die Lager kontrollieren und gegebenenfalls Massnahmen ergreifen.

Der Vorarlberger Landeshauptmann Markus Wallner bläst ins selbe Horn. Die Situation sei schlicht nicht mehr tolerierbar, sagt sein Pressesprecher Florian Themessl: «Es kann nicht sein, dass Kinder und Babies bei Temperaturen um den Gefrierpunkt in Zelten schlafen, in katastrophalen hygienischen Zuständen leben müssen, im Müll, ohne sanitäre Anlagen.» Wenn eine Vorarlberger Familie sich entschlösse, so zu leben, die Kinder nicht mehr in die Schule zu schicken, dann stünden in der nächsten Sekunde die Behörden vor dem Zelt. «Das Kindeswohl ist akut gefährdet.» Man werde nun deutlich mehr Kontrollen durchführen lassen. Und man müsse noch deutlicher machen, dass illegales Campieren und Betteln mit Kindern in Vorarlberg nicht geduldet werde.

Die Konsequenzen? Keine. Rumänische Staatsbürger können nicht weggewiesen werden.

Anders in der Schweiz. Auch hier spürt man das erhöhte Bettleraufkommen. «Wir hatten dieses Jahr von August bis Oktober im ganzen Kanton 130 Meldungen wegen Bettelns», sagt Hanspeter Krüsi, Mediensprecher der Kantonspolizei St. Gallen. Die meisten Bettler waren rumänische Staatsbürger. Im Jahr 2014 gingen im selben Zeitraum 50 Meldungen ein, 2013 waren es 70. Wenn eine St. Galler Gemeinde Betteln verboten hat, dann kann die Polizei eine Busse aussprechen. «Aber die 40 Franken tun nicht einmal Bettlern weh», sagt Krüsi. Mit Bezahlen der Busse ist der Fall erledigt, er wird nicht erfasst. Wenn die Polizei jemanden wegweise, werde dieses Person aktenkundig. Nach mehreren Wegweisungen werde der Fall dem Migrationsamt gemeldet, welches Massnahmen ergreift, die bis zu Abschiebehaft und Ausschaffung samt Rückreisesperre gehen können.

Das alles droht Bettlern in Österreich nicht. Selbst wenn die jetzigen Drohmassnahmen greifen, wer weiss, ob im nächsten Frühjahr nicht wieder Roma ihre Lager in Vorarlberg aufschlagen? «Das können wir nicht ausschliessen, aber wissen Sie eine Lösung?», sagt Florian Themessl.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Stadt Dornbirn lässt Anfang nächster Woche die Lager räumen. Die Bevölkerung wird von den Behörden aufgefordert, Bettlern nichts mehr zu geben. Man hofft, die Roma würden doch noch freiwillig das Land verlassen.